Ausgabe 4

BUSHCRAFT COWBOY

Dein kostenloses Abenteuer und Bushcraft Online Magazin

DER TRAUM VOM EINFACHEN LEBEN

Wildnis vor der Haustür

Auge in Auge mit der Wildnis

Wie andere Kontinente mit gefährlichen Tieren umgehen

Leben mit den Jägern

Was die Vögel wissen – Vogelverhalten als Fährte in der Wildnis

Der Butterfly Knoten

Brain Tanning

Packrafting

Knoten Trainer









NATUR • ABENTEUER • WISSEN • HANDWERK • FREIHEIT

Inhaltsverzeichnis

Der Traum vom einfachen Leben	Seite 03
Leben mit den Jägern -	
Wie andere Kontinente mit gefährlichen Tieren umgehen	Seite 08
Was die Vögel wissen - Vogelverhalten als Fährte in der Wildnis	Seite 10
Der Butterfly Knoten	Seite 17
Brain Tanning	Seite 26
Packrafting	Seite 29
Knoten Trainer	Seite 36

Editorial

Diese Ausgabe von **Bushcraft Cowboy** beginnt mit einer Frage, die viel älter ist als das moderne Outdoorleben: Wie wenig braucht ein Mensch eigentlich, um gut zu leben? Der Traum vom einfachen Leben führt dabei nicht zurück in eine romantisierte Vergangenheit, sondern mitten hinein in die Gegenwart. Denn Einfachheit bedeutet nicht Verzicht um jeden Preis, sondern die Fähigkeit, zwischen dem Wichtigen und dem Überflüssigen unterscheiden zu können.

Von dort führt der Weg direkt vor die eigene Haustür. Wildnis muss nicht immer tausende Kilometer entfernt liegen. Wer genauer hinsieht, entdeckt auch in unserer unmittelbaren Umgebung Spuren, Tiere und Zusammenhänge, die im Alltag leicht übersehen werden. Wer der Wildnis schließlich Auge in Auge begegnet, stellt fest, dass Respekt und Wissen oft wichtiger sind als die Angst vor dem Unbekannten. Besonders interessant wird es dort, wo wir von Menschen lernen, die seit Generationen mit solchen Situationen umgehen, und von Tieren, die ihre Umgebung mit einer Aufmerksamkeit wahrnehmen, die uns weitgehend verloren gegangen ist.

Die Vögel sind dafür ein gutes Beispiel. Ihr Verhalten kann Hinweise geben, lange bevor wir selbst erkennen, dass sich etwas verändert hat. Ähnlich verhält es sich mit vielen Fähigkeiten, die in dieser Ausgabe eine Rolle spielen. Ein Knoten, richtig beherrscht, ein Stück Haut, das mit einem alten Verfahren zu brauchbarem Leder wird, oder ein Packraft, das einen Fluss plötzlich zum Weg macht, sind keine spektakulären Dinge. Aber sie verändern die Möglichkeiten eines Menschen draußen erheblich.

Vielleicht liegt genau darin der Gedanke dieser Ausgabe: **weniger besitzen, mehr können und wieder genauer hinsehen.**

Tex

Impressum:

Bushcraft Cowboy kostenloses Online Magazin

Thorsten „Tex“ Kunkel

Wildnistourer

Erikaweg 5a

29683 Oerbke

E-Mail: info@ western-cowboys.de



Bilder, Fotos: Lizensiert durch Creative Commons, 123rf, Pixabay, Freepic, KI, Pexels, T. Kunkel

Der Traum vom einfachen Leben



Am Lagerfeuer fällt der Satz fast automatisch. Irgendwann zwischen dem zweiten Kaffee und dem Moment, in dem die Flammen kleiner werden, sagt ihn jemand: "Ich wünsche mir einfach ein einfacheres Leben." Die anderen nicken. Manche erzählen dann von der Idee, alles hinzuschmeißen und off-grid zu leben, andere schwärmen vom Vanlife-Video, das sie letzte Woche gesehen haben, wieder andere erzählen von dem Campingplatz an der Ostsee, auf dem sie sich zum ersten Mal seit Jahren "wirklich entspannt" gefühlt haben. Man hört diesen Satz nicht nur einmal am Abend. Man hört ihn wieder, wenn das Handy piept, wenn jemand kurz aus dem Kreis tritt, um eine Mail zu



beantworten, die eigentlich bis Montag Zeit hätte – und dann seufzend zurückkommt und genau denselben Satz noch einmal sagt, diesmal leiser.

Der Satz taucht überall auf. In Podcasts, auf Instagram unter Aussteiger-Accounts, in Gesprächen mit Kollegen in der Kaffeeküche, bei Leuten, die seit zwanzig Jahren im selben Büro sitzen, und bei solchen, die gerade erst ihr erstes Zelt gekauft haben. Was auffällt: Kaum jemand meint damit dasselbe. Der eine denkt an eine Blockhütte ohne Stromanschluss, die andere an weniger Termine im Kalender. Der eine träumt vom Verzicht auf Statussymbole, die andere von einem Wochenende ohne Handy. "Einfaches Leben" ist zu einer Chiffre geworden, die jeder mit seiner eigenen Sehnsucht füllt – und genau deshalb lohnt sich der Blick dahinter.

Denn was die meisten wirklich umtreibt, ist selten die Frage nach Strom oder Steckdose. Es geht um etwas Grundsätzlicheres: um das Gefühl, im eigenen Leben wieder das Steuer in der Hand zu haben. Um weniger Ablenkung, mehr Substanz. Um Tage, die sich nicht wie eine endlose Warteschlange aus Benachrichtigungen anfühlen,

sondern wie etwas, das man tatsächlich gelebt hat. Vanlife, Off-Grid, das Wochenende auf dem Campingplatz – das sind nur die sichtbaren Symptome einer viel älteren Sehnsucht. Man könnte sie auch anders benennen: die Sehnsucht danach, wieder zu spüren, dass ein Tag einem selbst gehört und nicht dem Kalender, dem Chef, dem Algorithmus, der einem sagt, was als Nächstes wichtig ist.

Bei diesen Gesprächen stelle ich immer wieder fest: Es gibt zum Glück keine allgemeingültige Definition für "das einfache Leben". Genau darin liegt die Chance. Jeder Mensch kann von Anfang an sein einfaches Leben so gestalten, wie es seinen eigenen Vorstellungen und Wahrnehmungen entspricht. Niemand schreibt vor, wie viel Verzicht dazugehört, wie viel Technik erlaubt ist oder ob ein einfaches Leben überhaupt einen Wald braucht. Für den einen bedeutet einfach: kein Netz, kein Empfang, ein Beil und ein Zelt. Für die andere bedeutet es: eine Wohnung mit drei Zimmern statt fünf, ein Terminkalender mit Lücken statt lückenlos verplanter Wochen. Beides ist richtig, weil beides von der Person selbst kommt und nicht von einem Bild, das irgendjemand vorgibt. Das einfache Leben wird von jedem selbst definiert, selbst umgesetzt und selbst gelebt – oder es bleibt eine Idee, ein Traum, über den man am Lagerfeuer spricht, ohne ihn je anzupacken.

Genau an diesem Punkt trennen sich die Wege. Die einen reden Jahre über den Ausstieg, sammeln Pinterest-Boards voller Blockhütten und Vanlife-Fotos, ohne den ersten Schritt zu machen. Vielleicht, weil das Reden selbst schon ein bisschen von der Sehnsucht befriedigt, ohne das Risiko einzugehen, das echte Handeln mit sich bringt. Die anderen fangen klein an – ein Wochenende ohne Handy, ein Garten statt Supermarkt, ein Zelt statt Hotel – und merken, dass "einfach" kein Zustand ist, den man erreicht, sondern eine Richtung, in die man sich bewegt.

Man kommt nie ganz an. Man wird nur mit jedem Schritt ein Stück ehrlicher zu sich selbst darüber, was man eigentlich sucht.

Vielleicht ist genau die fehlende Definition das, was am einfachen Leben so fasziniert. Jeder hat die Chance, es sich so vorzustellen, wie er möchte – im Van, im Tiny House, in der Mietwohnung, im Eigenheim, auf einem Schiff, mitten in der Stadt oder weit draußen auf dem Land. Auch die Dauer bleibt jedem selbst überlassen: dauerhaft oder zeitlich begrenzt, drei Monate im Jahr, sechs Monate, oder nur die Wochenenden. Es gibt keine Instanz, die absegnet, ob das, was jemand lebt, "einfach genug" ist. Kein Zertifikat, keine Jury, kein Algorithmus, der die eigene Version des einfachen Lebens für zu wenig radikal oder zu wenig konsequent erklärt.

Damit nähern wir uns einem Begriff, der über dem einfachen Leben schwebt, ohne dass er ständig ausgesprochen wird: Freiheit. Die Freiheit, das eigene Leben umzugestalten. Die Freiheit, verschiedene Lebensmodelle auszuprobieren und zu spüren, ob sie wirklich zu einem passen – oder ob sie nur eine schöne Fantasie waren, die sich in der Praxis anders anfühlt als im Kopf. Diese Freiheit kostet etwas. Sie verlangt, den sicheren Rahmen zu verlassen, den die meisten von uns gewohnt sind, und sich selbst zu prüfen: Will ich das wirklich, oder gefällt mir nur die Idee davon? Wer diese Frage ernst nimmt, merkt schnell, dass sie unbequem ist. Sie lässt sich nicht am Lagerfeuer beantworten, mit einem Bier in der Hand und einem guten Gefühl im Bauch. Sie verlangt, dass man tatsächlich eine Nacht im Zelt verbringt, wenn es regnet. Dass man tatsächlich einen Monat ohne festen Wohnsitz lebt. Dass man ausprobiert, bevor man urteilt – und genau dort beginnt die eigentliche Geschichte des einfachen Lebens, nicht in der Vorstellung davon.

Das einfache Leben – eine Flucht?

Für den einen mag es eine Flucht sein, für den anderen nur eine Veränderung, die längst überfällig war. Beides existiert nebeneinander, und beides hat seine Berechtigung. Manchmal beginnt die Geschichte sogar mit einer Flucht und wird erst unterwegs zu etwas anderem – zu einer bewussten Entscheidung, die sich anfangs niemand eingestanden hätte. Bevor wir urteilen, welche Motivation die richtige ist, lohnt sich die Grundfrage: Was bedeutet einfaches Leben überhaupt? Um dem auf den Grund zu gehen, müssen wir uns unbequeme Fragen stellen, statt uns mit hübschen Bildern zufriedenzugeben.



Bedeutet einfaches Leben Verzicht? Ja und nein. Auch hier entscheidet jeder selbst, wie sein Modell aussehen soll. Wer sich für Vanlife, ein Tiny House oder ein Schiff entscheidet, verzichtet zwangsläufig auf Raum. Die räumlichen Möglichkeiten sind beschränkt, es bleibt nur Platz für das Nötigste. Man macht Abstriche bei Kleidung, bei Geräten, bei der Einrichtung – das heißt aber nicht, auf alles verzichten zu müssen. Moderne Wohnmobile bieten, je nach Größe, denselben Komfort wie eine kleine Wohnung: Warmwasserdusche, Standheizung, Solaranlage auf dem Dach, manchmal sogar eine kleine Spülmaschine. All das hat seinen Preis, und der liegt bei ausgebauten Kastenwagen schnell im sechsstelligen Bereich. Selbstausgebaute Fahrzeuge dagegen sind oft die interessanteren Lösungen: individuell gestaltet, mit durchdachtem Stauraum und echten Arbeitsmöglichkeiten für den Alltag, weil hier jemand über Monate hinweg genau überlegt hat, was er wirklich braucht, statt aus einem Katalog zu wählen. Man sieht diesen Fahrzeugen die Handschrift ihrer Besitzer an – jede Schublade, jedes Regal ist eine kleine Antwort auf die Frage, was im eigenen Leben tatsächlich Platz verdient.

Beim Thema Vanlife sollte man sich von den unzähligen perfekten Bildern im Internet nicht blenden lassen. Ein Sonnenuntergang vor geöffneter Heckklappe, ein Kaffee in der Morgensonne mit Bergpanorama im Hintergrund – solche Bilder erzählen nichts über die Woche mit Dauerregen, in der man dieselben vier Quadratmeter nicht verlassen kann, während draußen der Wind den Wagen durchschüttelt. Sie erzählen auch nichts von der Suche nach einem Stellplatz um 22 Uhr in einer fremden Stadt, von der Toilette, die geleert werden muss, oder vom Frost im Wassertank, der einen im Winter zwingt, jeden Handgriff neu zu durchdenken. Einfaches, mobiles Leben hat handfeste Nachteile: keine feste Postadresse ohne Umwege, eingeschränkte sanitäre Möglichkeiten, die Parkplatzsuche

als tägliches Ritual, Wartung und Reparaturen, für die es unterwegs keinen vertrauten Mechaniker gibt, sondern nur die Werkstatt, die gerade zufällig erreichbar ist. Dazu kommt die soziale Seite, über die selten gesprochen wird: Freundschaften, die man pflegen muss, obwohl man nie lange am selben Ort ist, Familienfeiern, die man verpasst, weil man gerade tausend Kilometer entfernt steht.

Wer einen Remote Job hat und davon leben kann, ist klar im Vorteil – Internetverbindung vorausgesetzt, was fernab der Zivilisation keine Selbstverständlichkeit ist. Ein wichtiges Meeting und ein Funkloch vertragen sich schlecht, und wer das einmal erlebt hat, plant seine Route danach anders: nicht mehr nach der schönsten Aussicht, sondern nach Netzabdeckung. Wer dagegen einen festen Job hat, für den gestaltet sich das mobile Leben ungleich schwieriger. Aber auch dafür gibt es Alternativen: Saisonarbeit, die zum Reisen passt, befristete Projekte in wechselnden Regionen, unbezahlten Urlaub, den manche Arbeitgeber inzwischen mittragen, oder der Kompromiss, das mobile Leben auf die Urlaubswochen und verlängerten Wochenenden zu begrenzen, statt alles auf eine Karte zu setzen. Genau hier zeigt sich schon der rote Faden, der sich durch das ganze Thema zieht: Es gibt nicht den einen richtigen Weg ins einfache Leben, sondern nur die Frage, welcher Preis für welche Freiheit tragbar ist – und diese Rechnung muss jeder für sich selbst aufmachen.



Fester Wohnsitz – kein Problem

Fester Job, fester Wohnsitz – für viele ist das schlicht die praktikablere Gleichung. Ob auf einem Campingplatz in einem gut ausgebauten Wohnwagen, in einem Tiny House am Waldrand oder in einer kleinen Wohnung mit reduziertem Inventar: Das einfache Leben ist nicht an vier Räder gebunden. Es braucht keine Anhängerkupplung und keinen Kompass, um authentisch zu sein. Manchmal ist die größere Portion Freiheit sogar die, gar nicht ständig unterwegs sein zu müssen, um sich frei zu fühlen.

Auch ein einfaches Leben kostet Geld, und dieses Geld muss verdient werden – daran ändert die schönste Philosophie nichts. Miete oder Grundstückskosten, Energie, Versicherung, allgemeiner Unterhalt: Diese Posten fallen an, ob man mobil lebt oder sesshaft, ob man auf 15 Quadratmetern haust oder auf 60. Wer glaubt, das einfache Leben würde die Kontoauszüge automatisch entspannen, irrt sich meistens. Es verschiebt die Ausgaben, es reduziert sie im besten Fall, aber es löscht sie nicht. Ein Tiny House will beheizt werden, ein Campingplatz verlangt seine Standgebühr, und auch das kleinste Grundstück hat einen Eigentümer, der Pacht sehen will.



Wer sich für ein einfaches Leben entscheidet, muss deshalb prinzipiell auf nichts verzichten – er muss nur reduzieren. Das ist ein entscheidender Unterschied, der in der öffentlichen Wahrnehmung oft verloren geht. Reduzieren heißt: bewusster auswählen, was tatsächlich gebraucht wird, statt aus Gewohnheit oder Statusdenken anzuhäufen. Je nach finanziellen Mitteln kann sich jeder entsprechend einrichten und ausstatten. Niemand muss auf ein Fernsehgerät oder einen Computer verzichten, niemand muss zwangsläufig "arm" leben, nur weil er sich für weniger Fläche und weniger Besitz entschieden hat. Ein einfaches Leben kann durchaus etwas Luxus vertragen – eine gute Kaffeemaschine, eine hochwertige Matratze, ein leistungsfähiger Laptop für die Arbeit. Es kommt eben, wie schon gesagt, immer auf die eigene Definition an. Der eine empfindet fließend Warmwasser als Luxus, den er sich bewusst leistet, der andere sieht in genau demselben Komfort

nur eine Selbstverständlichkeit, über die er kein Wort verliert. Beide leben einfach, nur mit unterschiedlichen Maßstäben – und genau das macht deutlich, dass "einfach" niemals mit "billig" oder "karg" verwechselt werden sollte.

Leben auf dem Land



Hier, in ländlicher Umgebung, eröffnen sich zahlreiche Entfaltungsmöglichkeiten. Ob Tiny House, Jurte oder ein festes Haus mit altem Baumbestand drumherum – die Optionen sind vielfältiger, als die meisten Städter vermuten. Grundstücke sind, gerade abseits der Speckgürtel großer Städte, zum Teil noch erschwinglich zu kaufen oder zu mieten. Wer bereit ist, eine Stunde weiter ins Umland zu fahren, findet für den Preis einer Eigentumswohnung in der Stadt oft ein ganzes Grundstück mit Bestandsgebäude. Die ländliche Umgebung bietet mit dem passenden Stück Land zudem die Möglichkeit, sich zumindest teilweise selbst zu versorgen. Gemüseanbau im eigenen Beet, Obstbäume, die über Jahre eingewachsen sind, Hühnerhaltung oder auch größere Nutztiere – all das ist im entsprechenden Rahmen durchführbar und macht aus der Theorie des einfachen Lebens etwas, das man tatsächlich anfassen und ernten kann.

Zu bedenken gibt es dabei aber einiges. Einfaches Leben ist nicht unbedingt leichtes Leben, und wer diese beiden Begriffe verwechselt, erlebt meist eine ernüchternde erste Saison. Wer sich mehr als Selbstversorger versteht, hat auch ein strammes Tagesprogramm: Tiere wollen morgens und abends versorgt werden, unabhängig davon, ob man krank ist, ob es schneit oder ob man lieber ausschlafen würde. Beete verlangen Pflege zur richtigen Zeit, nicht dann, wenn es gerade in den Kalender passt. Unkraut wartet nicht. Ernte, die reif ist, muss verarbeitet werden, bevor sie verdirbt – Einkochen, Einlegen, Fermentieren, Trocknen, oft an mehreren Abenden hintereinander, wenn Zucchini und Bohnen gleichzeitig reif werden. Und neben all dem steht meistens noch ein Job, der die laufenden Kosten einspielt, denn von Beeten und Hühnern allein lässt sich in den seltensten Fällen leben.

Das Ergebnis ist ein Alltag, der sich fundamental von dem unterscheidet, was viele sich unter "einfach" vorstellen, wenn sie nur die Feierabend-Fotos in sozialen Netzwerken kennen. Wer glaubt, das Landleben bestehe aus ruhigen Nachmittagen mit Blick über die eigenen Felder, wird von der Realität meist schnell eingeholt: Ein platter Reifen am Traktor kurz vor der Ernte, ein Fuchs, der nachts in den Hühnerstall eindringt, ein Wasserrohr, das im Winter einfriert – auf dem Land gibt es niemanden, der das für einen erledigt, wenn man es nicht selbst kann oder jemanden dafür bezahlt. Genau darin liegt aber auch der Kern dessen, was viele am Landleben suchen: die direkte, unmittelbare Verantwortung für die eigenen Grundlagen. Wer den Bushcraft-Gedanken ernst nimmt, erkennt hier eine Parallele zum Leben im Wald – nicht die Idylle steht im Vordergrund, sondern die Fähigkeit, mit den Anforderungen der Umgebung tatsächlich umgehen zu können. Das Land verzeiht wenig, aber es zahlt in einer Währung zurück, die kein Gehaltszettel bieten kann: das Wissen, den eigenen

Alltag mit den eigenen Händen zu tragen.

Entscheidung statt Ausprobieren

Wir stellen also fest: Das einfache Leben zu leben ist eine Entscheidung, die man sich gut überlegen sollte. Es stellt an jeden Menschen Herausforderungen, die sich zwar allesamt bewältigen lassen, aber nur, wenn man ihnen mit der richtigen Überzeugung und Einstellung begegnet. Man kann sich nicht einfach mal eben umorientieren, so wie man die Zimmereinrichtung umstellt. Auch ein einfaches Leben braucht Planung und Organisation – und genau das wird in den bunten Bildern der sozialen Netzwerke am konsequentesten ausgeblendet.

Wer heute den Job kündigt und morgen ins Tiny House zieht, ohne vorher durchgerechnet zu haben, wovon die nächsten zwölf Monate finanziert werden, läuft nicht in die Freiheit, sondern in die nächste Krise. Wer sich einen Camper kauft, ohne vorher ein verlängertes Wochenende darin verbracht zu haben, merkt oft erst nach der ersten Regenwoche, dass die Realität anders riecht als der Prospekt. Wer aufs Land zieht, um Selbstversorger zu werden, ohne vorher zu wissen, wie viel Arbeit ein einziges Beet über eine ganze Saison macht, steht im Herbst vor verwildertem Gemüse und der Frage, wo der Fehler lag. Die Entscheidung für das einfache Leben verlangt denselben Realismus, den man auch von einer guten Tour durch unbekanntes Gelände erwartet: Man plant die Route, kennt die eigenen Grenzen, hat einen Plan B in der Tasche und weiß, dass die Karte nicht das Gelände ist.

Das bedeutet nicht, dass man jedes Detail im Voraus durchdenken muss, bevor man den ersten Schritt wagt. Übermäßige Planung kann genauso lähmen wie fehlende. Aber ein Mindestmaß an Vorbereitung entscheidet oft darüber, ob aus dem Traum eine tragfähige Lebensform wird oder eine teure Enttäuschung,

die man nach einem halben Jahr wieder rückgängig macht. Wer sich



vorher mit den handwerklichen Grundlagen vertraut macht, die so ein Leben verlangt – ob Reparaturen am Fahrzeug, Grundwissen im Gartenbau oder einfach die Fähigkeit, mit weniger Komfort klarzukommen –, geht mit einer ganz anderen Gelassenheit an die Sache heran als jemand, der sich blind auf die Romantik verlässt.

Am Ende bleibt das einfache Leben genau das, was es von Anfang an war: eine offene Frage, die jeder für sich selbst beantworten muss, mit der eigenen Definition, dem eigenen Tempo und der Bereitschaft, sich der Realität zu stellen, die hinter der Fantasie liegt.

Was die Vögel wissen: Vogelverhalten als Fährte in der Wildnis

Ein Rotkehlchen, das aus dem Unterholz stiebt und schimpfend in die nächste Deckung flüchtet, ein Kondor, der stundenlang über einer bestimmten Stelle in der Pampa kreist, ein Trupp Languren, der plötzlich verstummt – wer draußen unterwegs ist und diese Zeichen ignoriert, läuft blind durch einen Raum, der die ganze Zeit spricht. Vögel sind für die Wildnis das, was ein Sicherheitssystem für ein Haus ist: ständig aktiv, ständig meldend, und in den allermeisten Fällen ehrlicher als jedes andere Lebewesen im Umkreis. Sie haben scharfe Augen, sitzen erhöht, sind tagsüber fast überall präsent und müssen ihre Umgebung aus einem einzigen Grund lückenlos überwachen: Wer nicht rechtzeitig auffliegt, wird gefressen. Genau diese Überlebensnotwendigkeit macht sie zur zuverlässigsten Informationsquelle, die ein Fährtenleser hat, lange bevor er selbst etwas sieht oder hört.

Der amerikanische Naturforscher und Fährtenleser Jon Young, der



über Jahrzehnte bei einheimischen Trackern in Nordamerika und einem Stammesältesten in Afrika gelernt hat, hat für dieses Wissen einen Begriff geprägt, der sich in der Bushcraft-Szene weltweit durchgesetzt hat: „Bird Language". Sein Kernprinzip ist simpel und lässt sich an jedem Waldrand der Welt überprüfen: Es gibt eine Grundstimmung, eine sogenannte Baseline, in der Vögel ungestört singen, sich gegenseitig mit Kontaktrufen orten und in Ruhe fressen. Und es gibt den Moment, in dem diese Baseline bricht. Zwischen diesen beiden Zuständen liegt die gesamte Information, die man braucht.

Die fünf Stimmen und die konzentrischen Ringe

Bevor man einzelne Arten und Regionen betrachtet, lohnt sich der Blick auf das Handwerkszeug selbst, denn es funktioniert erstaunlicherweise auf jedem Kontinent gleich. Young unterscheidet fünf Grundstimmen im Vokabular der meisten Singvögel: den Gesang, der Territorium markiert und in der Regel Entspannung signalisiert; den Kontakt- oder Begleitruf, mit dem sich Artgenossen beim Fressen orten; das Revier- oder Aggressionsgezänk, das oft dramatisch klingt, aber nur innerartlichen Streit bedeutet; das Betteln der Jungvögel, das wenig über die tatsächliche Gefahrenlage aussagt, weil die Küken selbst noch nichts von echten Bedrohungen wissen; und schließlich den Alarm – die einzige Stimme, die typischerweise artenübergreifend gehört und weitergegeben wird. Ein Rotkehlchen reagiert auf den Alarmruf eines Zaunkönigs, eine Meise auf den eines Hähers, ein Guan im Amazonas auf den eines Nonnenvogels. Alarm ist die Universalsprache des Waldes.

Entscheidend für die Praxis ist ein zweites Konzept, das Young von seinem eigenen Lehrmeister Tom Brown Jr. übernommen hat: die konzentrischen Ringe der Störung. Ein Objekt, das sich durch den Wald bewegt – ein Mensch, ein Fuchs, ein Jaguar –, erzeugt eine Welle der Unruhe, die sich radial ausbreitet und mit ihm mitwandert, ähnlich der Bugwelle eines Bootes. Wer lernt, diese Welle zu lesen, kann die Position, die Richtung und oft sogar die Art des sich bewegenden



Störfaktors bestimmen, ohne ihn selbst je zu Gesicht zu bekommen. Genau dieses Prinzip nutzen alte Fährtenleser weltweit – von den Kalahari-Buschmännern bis zu den Sioux –, um sich unbemerkt durch ein Gebiet zu bewegen oder umgekehrt ein sich näherndes Tier oder einen Eindringling frühzeitig zu erkennen.

Wie konkret dieses System sein kann, zeigt eine der saubersten Studien zum Thema: Chris Templeton und seine Kollegen von der University of Washington spielten Schwarzkopfmeisen (*Poecile atricapilla*) Aufnahmen von fünfzehn verschiedenen Raubtierarten vor und zeichneten mehr als fünftausend Mobbing-Rufe auf. Das Ergebnis: Je kleiner und damit gefährlicher der Räuber – ein kleiner Sperlingskauz etwa kann eine Meise im Flug packen, ein Großer Kauz kaum –, desto mehr „Dee"-Silben hängt die Meise an ihren charakteristischen „Chick-a-dee"-Ruf. Die Anzahl der Silben ist buchstäblich ein Gefahren-Code. Wer diesen einen Ruf einer nordamerikanischen Handvoll-Vogelart entschlüsseln kann, weiß nicht nur, dass ein Räuber da ist, sondern beinahe, um welchen es sich handelt.

Nordamerika: Der boreale Norden und die Rocky Mountains

In den Nadelwäldern Alaskas, der Rocky Mountains und der kanadischen Provinzen ist die Meise das Basisinstrument, aber der eigentliche Dirigent des Waldes ist der Blauhäher. Kaum ein Vogel Nordamerikas hat ein derart großes stimmliches Repertoire und keiner setzt es so gezielt ein. Der Blauhäher warnt nicht nur mit einem schrillen, öffentlichen „Jay-Jay"-Schrei vor Habichten und Bodenfeinden, er imitiert auch täuschend echt die Rufe von Rotschwanz- und Rotschulterbussarden – teils, um tatsächlich vor diesen Greifvögeln zu warnen, teils, um Konkurrenten von einer Futterstelle zu vertreiben. Wer im borealen Wald sitzt und einen Habichtsschrei hört, der keinem sichtbaren Habicht folgt, sollte zuerst an einen Häher denken, bevor er den Blick in die Baumkronen richtet.

Die eindrücklichste Beziehung zwischen Vogel und Landschaft findet sich hier jedoch nicht bei einem Singvogel, sondern beim Kolkraben. In den Wäldern um Yellowstone und im gesamten Verbreitungsgebiet des Wolfs haben Forscher immer wieder dieselbe Beobachtung gemacht: Raben assoziieren sich bevorzugt mit Wolfsrudeln, begleiten sie beim Wandern, Ruhen und Jagen und finden praktisch jeden frischen Wolfsriss binnen kürzester Zeit, während sie experimentell ausgelegte Kadaver im selben Gebiet deutlich seltener entdecken. Das ist kein Zufall der Beute, sondern eine erlernte Strategie: Die Vögel folgen gezielt den Wölfen. Umgekehrt reagieren Wölfe auf das aufgeregte Rufen kreisender Raben, indem sie den Blick nach oben richten und der Richtung folgen – Beobachter haben wiederholt festgestellt, dass Raben vor den Wölfen herhüpfen oder kurze Strecken fliegen, um sie regelrecht zu einem Kadaver zu „führen", den sie selbst mit ihrem Schnabel nicht öffnen können. Manche Wildbiologen

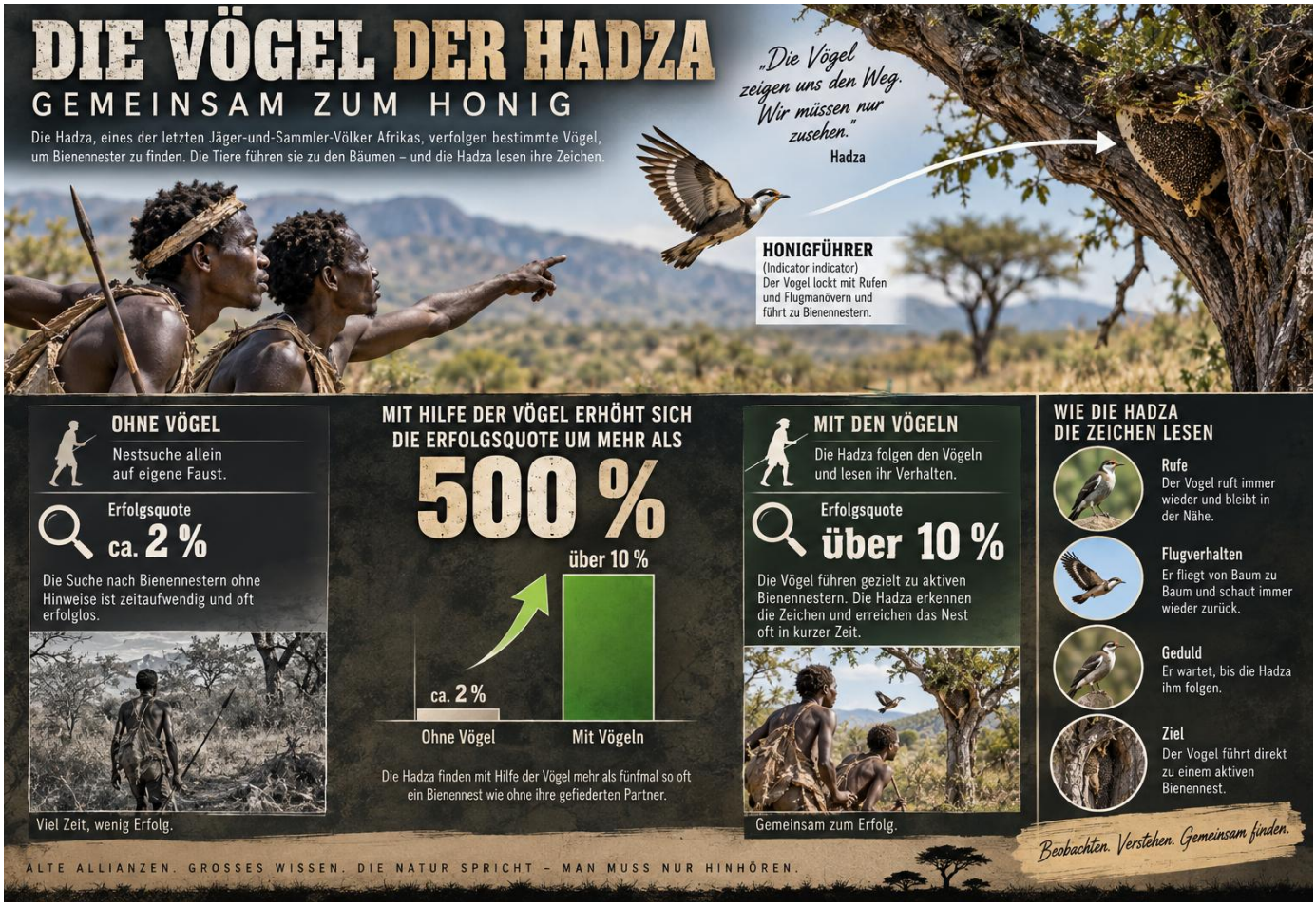
vermuten sogar, dass der eigentliche evolutionäre Grund, warum Wölfe im Rudel statt allein jagen, genau in diesem Vogel liegt: Ein einzelner Wolf kann fast jede Beute bis zur Größe eines kleinen Elchs allein erlegen, verliert aber bis zu vierzig Prozent des Kadavers an die wartenden Raben. Im Rudel lässt sich der Verlust wenigstens verteidigen. Wer im Norden unterwegs ist und lärmende, aufgeregt kreisende Raben über einer bestimmten Stelle sieht, sollte diese Stelle mit Respekt und Vorsicht ansteuern – die Wahrscheinlichkeit, dass dort noch andere, größere Esser anwesend sind, ist hoch.

Südamerika: Amazonas und Patagonien

Im tropischen Tiefland des Amazonas funktioniert das Alarmsystem nach einem Prinzip, das ein internationales Forscherteam kürzlich mit einer eigens dafür konzipierten Feldstudie im peruanischen Regenwald sichtbar gemacht hat. Die Wissenschaftler ließen trainierte Greifvögel durch den Wald fliegen, um eine reale Bedrohung zu simulieren, und verfolgten dann, wie sich die Alarmreaktion durch die Baumkronen ausbreitete. Was sie fanden, nannten sie selbst das „Internet des Waldes": Alarmrufe kleiner Vogelarten unter hundert Gramm Gewicht wurden am zuverlässigsten weitergetragen, wobei zwei Arten aus der Familie der Faulvögel, der Schwarzstirn- und der Weißstirn-Faulvogel, als regelrechte Relaisstationen auffielen – sie wiederholten die Warnung besonders konsequent und lösten damit eine Kettenreaktion aus, der sich sogar Kapuziner- und Klammeraffen anschlossen, ohne selbst je den Räuber gesehen zu haben. Alarme aus der bodennahen Unterschicht des Waldes hingegen wurden weit seltener weitergegeben, veränderten aber dennoch die akustische Grundstimmung des gesamten Waldstücks. Wer im Amazonasgebiet unterwegs ist, tut also gut daran, den Blick nicht nach unten, sondern in die mittlere und obere Kronenschicht zu richten, wenn plötzlich Unruhe durch das Blätterdach läuft.

Am Boden des Regenwalds sind es die großen, hühnerartigen Vögel der Familie Cracidae – Guane, Hokkos und Currassows –, die als erste reagieren, wenn sich etwas nähert. Die Große Hokko etwa gibt bei Bedrohung zwei klar unterscheidbare Rufe von sich, ein bellendes und ein knurrendes Geräusch, deren Intensität mit dem Grad der wahrgenommenen Gefahr steigt – ein Verhalten, das Ornithologen erst in den letzten Jahren im Detail dokumentiert haben, weil neotropische Vogelrufe insgesamt noch erstaunlich wenig erforscht sind, verglichen mit den gut untersuchten Singvögeln Nordamerikas und Europas.

Weiter südlich, in der offenen Steppe Patagoniens, übernehmen andere Spezialisten die Rolle des Frühwarnsystems: die Karakaras. Diese bodenständigen Falkenverwandten sind weder reine Jäger noch reine Aasfresser, sondern beides zugleich, und genau diese Flexibilität macht sie zu einem verlässlichen Hinweisgeber. Wo Karakaras plötzlich aufgeregt auftauchen, sich versammeln oder andere Aasfresser wie Truthahngeier aggressiv von einer Stelle vertreiben,



liegt in aller Regel ein Kadaver oder eine frische Geburt in der Nähe. Der eigentliche Herrscher über jeden größeren Kadaver in dieser Landschaft ist jedoch der Andenkondor, und sein Verhalten hat sogar messbaren Einfluss auf das größte Raubtier der Region. Der Puma-Biologe Mark Elbroch verbrachte anderthalb Jahre zu Pferd im chilenischen Chacabuco-Tal und stellte dabei fest, dass patagonische Pumas rund fünfzig Prozent mehr Beutetiere reißen als ihre nordamerikanischen Artgenossen – und dabei deutlich weniger Zeit an jedem einzelnen Riss verbringen. Der Grund: Kondore können in offenem Gelände einen frischen Kadaver binnen kürzester Zeit entdecken und belagern ihn dann so hartnäckig, dass die Pumas mehr als zehn Prozent des Fleisches ungenutzt aufgeben und abziehen, oft schon nach einer einzigen Nacht. In dichterem Wald dagegen, wo Kondore wegen ihrer Größe kaum landen können, bleiben dieselben Pumas bis zu einer Woche an ihrer Beute. Ein Kondor, der über einer offenen Fläche kreist und dann plötzlich absteigt, markiert damit nicht nur einen Kadaver, sondern indirekt auch das Jagdverhalten eines der scheusten Großraubtiere Südamerikas.

Afrika: Von der Kalahari bis zum Miombo-Waldland

Kein Kontinent liefert derart vielschichtige Beispiele wie Afrika, weil hier gleich mehrere Vogelarten nicht nur andere Tiere, sondern auch den Menschen selbst in ihr Kommunikationssystem einbeziehen. Das bekannteste und am besten erforschte Beispiel ist der Schwarzkehl-Honiganzeiger. In Teilen Ostafrikas, etwa bei den Yao im Norden Mosambiks und den Hadza in Tansania, führt dieser unscheinbare braune Vogel Honigsammler gezielt zu wilden Bienenstöcken, die in Baumhöhlen verborgen liegen. Was die südafrikanische Ornithologin Claire Spottiswoode gemeinsam mit dem Anthropologen Brian Wood in einer vielbeachteten Studie nachwies, geht dabei noch weiter: Die Vögel lernen die kulturell unterschiedlichen Rufe der jeweiligen menschlichen Gemeinschaft. Yao-Honigjäger locken die Vögel mit einem gerollten „Brrr-hm", Hadza-Jäger mit einem melodischen Pfeifton – und ein Honiganzeiger reagiert deutlich stärker auf den ihm vertrauten, lokalen Ruf als auf den einer fremden Kultur. Bei den Hadza erhöhen die Vögel die Erfolgsquote bei der Nestsuche um mehr als fünfhundert Prozent, bei den Yao liegt die Trefferquote beim Folgen eines Vogels bei rund drei Vierteln aller Versuche. Es handelt sich um eine der ganz wenigen dokumentierten Formen echter, wechselseitig gelernter Kommunikation zwischen einer Wildvogelart und dem Menschen, vermutlich Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende alt.

Ein zweiter afrikanischer Klassiker ist akustisch kaum zu verfehlen: der Graue Lärmvogel, dessen nasaler, weithin tragender Ruf so klingt, als würde jemand „Go away!" rufen – daher der englische Name. Sicherheitsdienstleister der Savanne ist er im wörtlichen Sinn: Safariguides in der Kalahari, im Kruger-Nationalpark und im

Okavango-Delta wissen, dass dieser Ruf fast immer eine Störung anzeigt, sei es ein sich näherndes Raubtier, ein Jäger oder schlicht ein Fahrzeug. Andere Arten und sogar Säugetiere reagieren nachweislich auf diesen Ruf, obwohl der Lärmvogel selbst keine direkte Beziehung zu ihnen pflegt – er warnt, ohne zu kooperieren, einfach weil sein Ruf laut, unverwechselbar und ehrlich ist.

Weit raffinierter agiert die Gabelracke, im südlichen Afrika meist Fork-tailed Drongo genannt, ein glänzend schwarzer Singvogel mit rotem Auge, der in der Kalahari über Jahre hinweg zum Studienobjekt des Verhaltensökologen Tom Flower wurde. Drongos begleiten regelmäßig Erdmännchen-Gruppen und andere Vögel, warnen sie ehrlich vor Greifvögeln – und nutzen genau dieses aufgebaute Vertrauen aus, um Beute zu stehlen. Sobald ein Erdmännchen einen fetten Käfer oder eine Larve ausgräbt, stößt der Drongo einen falschen Alarmruf aus, das Erdmännchen lässt die Beute fallen und flüchtet in den Bau, und der Drongo schnappt sich die zurückgelassene Mahlzeit. Rund ein Viertel der täglichen Kalorien eines Fork-tailed Drongos stammt aus genau diesem Trick. Damit dieser nicht wie in der Fabel vom Hirtenjungen irgendwann durchschaut wird, variiert der Vogel sein Repertoire: Flower registrierte in seinen Feldaufnahmen mehr als fünfzig unterschiedliche Alarmrufe pro Vogel, von denen viele exakte Imitationen der Warnrufe anderer Arten sind – inklusive der Erdmännchen selbst. Wer in der Kalahari campiert und einen Drongo über einer Erdmännchen-Kolonie beobachtet, sieht damit eines der besterforschten Beispiele für gezielte Täuschung im gesamten Tierreich – ein Grund mehr, akustischen Alarmen im Feld nie blind zu vertrauen, sondern immer im Kontext zu prüfen, was tatsächlich sichtbar wird.

Der vierte afrikanische Fall betrifft nicht die Kommunikation zwischen Vögeln, sondern zwischen einem Vogel und einem der größten Landsäugetiere überhaupt. Der Rotschnabel-Madenhacker sitzt auf dem Rücken von Spitzmaulnashörnern, frisst deren Zecken – und ruft laut und schrill, sobald sich Menschen nähern. In Suaheli trägt der Vogel deshalb seit langem den Namen „Askari wa kifaru", der Wächter des Nashorns. Der Verhaltensökologe Roan Plotz konnte diese Volksweisheit wissenschaftlich untermauern: Nashörner ohne Madenhacker entdeckten sich nähernde Menschen nur in dreiundzwanzig Prozent der Testannäherungen, solche mit den Vögeln auf dem Rücken hingegen in hundert Prozent der Fälle – und das aus einer durchschnittlich mehr als doppelt so großen Entfernung. Jeder zusätzliche Vogel auf dem Rücken erhöhte die Erkennungsdistanz um weitere neun Meter. Bemerkenswert ist zudem die Reaktion der Nashörner: Sobald der Alarmruf ertönt, drehen sie sich reflexartig gegen den Wind, weil genau von dort ihre schlechten Augen am wenigsten wahrnehmen und Wilderer traditionell von der windabgewandten Seite anpirschen. Da Spitzmaulnashörner praktisch blind sind, aber über ihre dicke Haut und ihr Horn hinaus kaum natürliche Feinde fürchten müssen, ist der Madenhacker für sie der entscheidende Unterschied zwischen Überleben und Wilderei – ein Umstand, der mittlerweile auch Eingang in Wiederansiedlungsprogramme findet, weil viele Nashornpopulationen heute ganz ohne diese Vögel leben.

Asien: Die Tigerwälder Indiens und die Regenwälder Südostasiens

In den Nationalparks Zentral- und Nordindiens – Kanha, Bandhavgarh, Ranthambore, Corbett – hat sich über Generationen von Wildhütern und Guides ein feines Ohr für eine Kette von Alarmrufen entwickelt, an deren Ende meist derselbe Verdächtige steht: der Tiger. Am Anfang dieser Kette stehen fast immer die Hulman-Languren, die hoch oben in den Baumkronen sitzen und von dort aus einen freien Blick auf den Waldboden haben, den kein Jeep und kein Mensch am Boden je erreicht. Ihr Alarmruf, ein hartes, sich wiederholendes Bellen, unterscheidet sich nachweislich je nachdem, ob sie einen Tiger oder einen Leoparden erspähen – erfahrene Fährtenleser können allein am Klang und an der Blickrichtung der Affen die Art und die ungefähre Richtung des Raubtiers bestimmen. Am Boden übernimmt der Chital, der Axishirsch, die Warnung, mit einem scharfen, stampfenden „Phoonk", während der größere Sambarhirsch mit seinem tiefen, weittragenden Ruf als der zuverlässigste Tiger-Indikator überhaupt gilt: Ruft ein Sambar zweimal hintereinander, ist laut Erfahrung der Guides ein Tiger in unmittelbarer Nähe fast sicher.

Doch die Kette bleibt nicht bei den Säugetieren stehen. Bodenbewohnende Vögel wie das Bankivahuhn, der wilde Stammvater aller Haushühner, und vor allem die in dichten Gruppen lebenden Dschungeldrosslinge (Jungle Babbler) fügen der akustischen Landschaft eine weitere, oft unterschätzte Schicht hinzu. Ihr aufgeregtes Schnattern verrät nicht nur Anwesenheit eines Raubtiers, sondern häufig auch dessen Bewegungsrichtung, weil sich die Rufe mit dem wandernden Tier fortpflanzen – exakt das Prinzip der konzentrischen Ringe, nur diesmal im dichten Laub des indischen Trockenwalds. Erfahrene Naturführer beschreiben regelrechte Live-Ortungen: ein Langur ruft im Osten, ein Chital antwortet aus dem Süden, und aus der Kombination beider Signale lässt sich ableiten, dass ein Leopard gerade ein Flussbett durchquert.

Noch komplexer wird die Choreographie in den feuchten Regenwäldern Sri Lankas und Südostasiens, wo gemischte Vogeltrupps – oft ein Dutzend Arten gleichzeitig – gemeinsam durch den Wald ziehen und sich gegenseitig vor Sperberangriffen warnen. Eine detaillierte Feldstudie in einem sri-

lankischen Regenwald zeigte, dass innerhalb dieser Trupps der Orangebauch-Häherling am häufigsten Alarm schlug, dicht gefolgt vom Großen Rackenschwanzdrongo. Genau dieser Drongo ist auch hier, wie schon sein afrikanisches Pendant, ein Doppelagent: Er beherrscht ein enormes Repertoire an Imitationen und lernt gezielt die Alarmrufe der Arten, mit denen er gemeinsam zieht, was Forscher als eine der ersten dokumentierten Formen kontextsensitiver Nachahmung im Tierreich einordnen, vergleichbar mit einem Menschen, der in mehreren Sprachen jeweils die richtige Warnfloskel im richtigen Moment einsetzt. Der Rackenschwanzdrongo warnt damit ehrlich vor Habichten, imitiert bei Gelegenheit aber auch Greifvogelrufe, um andere Vögel kurzzeitig aus der Fassung zu bringen und ihnen die eben erbeutete Nahrung zu stehlen – dieselbe Doppelstrategie, die sein afrikanischer Verwandter in der Kalahari perfektioniert hat, unabhängig voneinander auf zwei Kontinenten entstanden.

Vom Zuhören zum Verstehen

Wer diese Systeme in der Praxis nutzen will, muss zuerst die Baseline eines Ortes kennenlernen, bevor er ihre Störung erkennen kann – ein Vogelchor, der einem völlig unbekannt ist, liefert zunächst keine Information, sondern nur Lärm. Die meisten erfahrenen Fährtenleser setzen sich deshalb still an einen Platz, oft für eine halbe Stunde oder länger, bis die durch die eigene Ankunft ausgelöste Unruhe abgeklungen ist und die Vögel zur Baseline zurückkehren. Erst dann zeigt sich, welche Arten am Ort präsent sind, wie ihre normalen Kontaktrufe klingen und aus welcher Richtung sich harmlose Bewegungen normalerweise abspielen. Jede Abweichung von diesem Grundrauschen – ein plötzliches Verstummen, ein synchrones Auffliegen, ein sich ausbreitender Alarmruf, der von Baum zu Baum wandert – wird dann zu einer lesbaren Nachricht.

Die zweite praktische Regel betrifft die eigene Bewegung: Wer sich selbst ruhig, langsam und mit Pausen durch ein Gebiet bewegt, löst deutlich schwächere und kürzere Alarmwellen aus als jemand, der hastig und geradlinig durchmarschiert. Das gilt für den Fotografen, der eine Tierbeobachtung nicht vorzeitig vertreiben will, genauso wie für den, der aus Sicherheitsgründen selbst unbemerkt bleiben möchte, etwa in Gebieten mit gefährlichen Großtieren. Zugleich lohnt sich der umgekehrte Blick: Ein ungewöhnlich anhaltender, sich verstärkender oder in eine bestimmte Richtung wandernder Alarm eines Vogeltrupps ist in vielen der hier beschriebenen Landschaften – vom Grizzly-Revier



im Norden bis zum Löwenrevier in der Savanne – ein früherer und zuverlässigerer Hinweis auf ein größeres Tier in der Nähe als alles, was das menschliche Auge oder Ohr direkt wahrnimmt.

Der Butterfly Knoten

..

Der Schmetterlingsknoten (Alpine Butterfly, im Bergsport auch Butterfly Loop genannt) ist eine feste Schlaufe mitten im Seil – ohne dass man ein Ende dafür braucht. Genau das macht ihn so wertvoll: Er entsteht irgendwo in der Mitte einer Leine, ohne dass die Enden frei sein müssen.

Aufbau

Man legt am Seil eine Schlaufe, dreht sie ein zweites Mal um die eigene Achse und zieht die entstandene Schlaufe durch die darunterliegende Windung. Am Ende hat man drei parallele Seilstränge mit einer Schlaufe, die seitlich absteht.

Eigenschaften

Die Schlaufe hält Zug aus praktisch allen Richtungen – auch schräg oder aus der Gegenrichtung, ohne sich zu verdrehen oder aufzulösen. Genau das unterscheidet ihn von vielen anderen Schlaufenknoten, die nur bei Zug in eine Richtung zuverlässig funktionieren. Nach starker Belastung lässt er sich trotzdem noch vergleichsweise gut wieder öffnen, was bei nassem oder vereistem Seil ein echter Vorteil ist.

Einsatzbereiche

Zum Einbinden einer mittleren Person auf dem Gletscher oder in einer Seilschaft, ohne Seilende zu benötigen

Zum Isolieren eines beschädigten Seilabschnitts – die schadhafte Stelle wandert in die Schlaufe und wird aus der Belastung genommen

Als Fixpunkt zum Anhängen von Material oder Ausrüstung am Seil

Im Rettungswesen und beim Lastenzug, wenn eine belastbare Zwischenschlaufe gebraucht wird

Grenzen

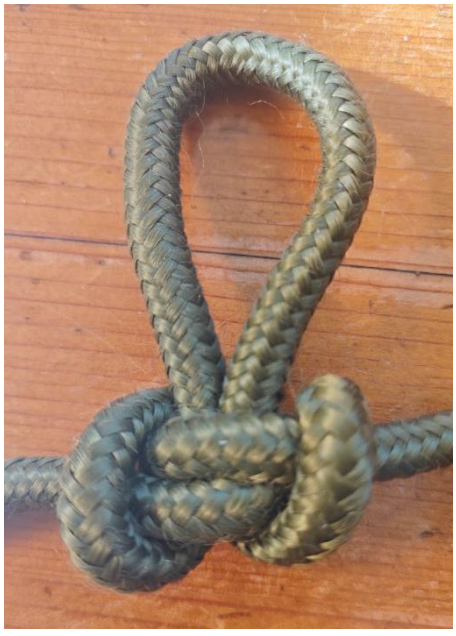
Er ersetzt keinen Anseilknoten am Gurt und ist kein Verbindungsknoten für zwei Seilenden. Seine Stärke liegt genau in der einen Funktion: eine belastbare, multidirektionale Schlaufe irgendwo im Seilverlauf zu schaffen.











Die letzten dunklen Orte

Es gibt einen Moment, den fast jeder kennt, der einmal weit genug von jeder Stadt weg war: Man tritt nachts vor die Tür, blickt zufällig nach oben – und bleibt stehen. Nicht wegen eines einzelnen Sterns, sondern wegen der schieren Menge. Wegen eines milchigen Bandes, das sich quer über den Himmel zieht und das man aus der eigenen Kindheit vielleicht noch kennt, aus dem eigenen Alltag aber längst nicht mehr. Die Milchstraße. Für den Großteil der Menschheit ist sie kein Naturphänomen mehr, sondern eine Erinnerung, oder gar nicht erst das.

Rund 99 Prozent der Menschen in Europa leben unter einem Himmel, der nicht mehr wirklich dunkel wird. Für etwa 60 Prozent von ihnen ist es nachts inzwischen zu hell, um die Milchstraße überhaupt noch zu erkennen. Das ist keine Randnotiz für Hobbyastronomen, sondern der sichtbarste Ausdruck eines Umweltproblems, das lange Zeit niemand so genannt hat: Lichtverschmutzung. Und genau dagegen setzen Sternenparks an – Orte, an denen die Nacht per Definition dunkel bleiben soll, weil sie als schützenswertes Gut behandelt wird wie ein Moor oder ein alter Wald.

Ein Preis, der keine Behörde ist

Wer sich fragt, wer eigentlich entscheidet, was ein Sternenpark ist, landet fast immer bei derselben Organisation: DarkSky International, bis vor wenigen Jahren noch unter dem Namen International Dark-Sky Association bekannt. Gegründet 1988 in Tucson, Arizona, hat die Non-Profit-Organisation 2001 mit Flagstaff die erste Stadt der Welt ausgezeichnet, die sich konsequent nachtfreundlicher Beleuchtung verschrieben hatte. Seitdem ist daraus ein globales Programm geworden, das mittlerweile über 200 Orte zertifiziert hat, verteilt auf 22 Länder und sechs Kontinente, mit einer geschützten Fläche von weit über 160.000 Quadratkilometern.

Wichtig dabei: Diese Zertifizierung ist kein Gesetz und keine Behörde. Sie funktioniert eher wie eine



Quelle: Spektrum, Sternenpark Rhön

Auszeichnung nach dem Vorbild der UNESCO-Welterbeliste – ein internationales Gütesiegel ohne eigene Durchsetzungsmacht. Wer sich bewirbt, verpflichtet sich freiwillig, verbindliche Beleuchtungsrichtlinien einzuhalten, muss aber selbst dafür sorgen, dass Gemeinden, Landkreise oder Nationalparkverwaltungen diese auch tatsächlich umsetzen. Genau das macht den Prozess so langwierig: Bewerbungen ziehen sich oft über Jahre, weil erst die komplette örtliche Beleuchtung dokumentiert, teilweise umgerüstet und die Himmelsqualität mit Messgeräten über Monate hinweg nachgewiesen werden muss.

Nicht jede Auszeichnung bedeutet dasselbe. Ein International Dark Sky Park ist Land, das dauerhaft öffentlich zugänglich sein muss und regelmäßige Bildungsangebote bereitstellt – die häufigste und bekannteste Kategorie. Eine International Dark Sky Reserve dagegen entsteht meist aus der Kooperation mehrerer Landverwalter und besteht aus einer besonders dunklen Kernzone, die von einer schützenden Pufferzone umgeben wird, oft über deutlich größere Flächen als ein einzelner Park. Ganz anders die International Dark Sky Sanctuary: Diese Kategorie ist für die abgelegensten, isoliertesten Flecken der Erde reserviert, an denen es kaum Bedrohung durch künstliches Licht gibt, wo aber gerade deshalb jede neue Lichtquelle sofort ins Gewicht fällt – die erste ihrer Art war 2015 das Gabriela-Mistral-Sanctuary im chilenischen Elqui-Tal. Und dann gibt es noch die Dark Sky Community, bei der sich nicht ein Schutzgebiet, sondern eine ganze Stadt oder Gemeinde per Beleuchtungssatzung verpflichtet.

Wie man Dunkelheit überhaupt misst

Die Frage, wie dunkel „dunkel genug" ist, klingt banal, bis man merkt, dass es dafür einen eigenen, seit über zwanzig Jahren etablierten Standard gibt. 2001 veröffentlichte der Amateurastronom John E. Bortle eine neunstufige Skala, mit der sich Himmelsqualität ohne technisches Gerät einschätzen lässt, allein anhand dessen, was ein geübtes Auge sieht. Bei Bortle 1, der besten Klasse, wirft die Milchstraße im Sommerdreieck sichtbare Schatten, Instrumente und Menschen sind vor dem dunklen Hintergrund kaum zu erkennen, selbst das Zodiakallicht – ein schwaches, kegelförmiges Leuchten durch Sonnenlicht, das an interplanetarem Staub gestreut wird – ist deutlich sichtbar. Solche Bedingungen findet man fast ausschließlich in Wüsten oder auf hoch gelegenen, extrem abgeschiedenen Standorten.

Bei Bortle 3 und 4, dem Bereich, in dem sich die meisten deutschen Sternenparks bewegen, ist die Milchstraße noch klar zu erkennen, wenn auch mit spürbar weniger Struktur und Kontrast als unter perfekten Bedingungen. Ab Bortle 5 beginnt der typische Vorstadthimmel: Die Milchstraße verschwimmt zu

einem strukturlosen Band, ist am Horizont kaum noch auszumachen. Und bei Bortle 7 bis 9, dem Himmel über jeder größeren Stadt, bleibt vom Sternenhimmel praktisch nichts mehr übrig – der Himmel selbst wirkt grau oder orange, und selbst hohe Wolken werden von unten angestrahlt, als wären sie beleuchtete Werbetafeln.



Quelle: canusa

Warum es so schnell schlimmer wird

Was diese Zahlen so beunruhigend macht, ist das Tempo. Eine 2023 veröffentlichte Studie zur Entwicklung in europäischen Naturschutzgebieten kommt zu dem Ergebnis, dass die Aufhellung des Nachthimmels in Europa um etwa sechs Prozent pro Jahr zunimmt, in Nordamerika sogar um zehn Prozent. Rechnet man das hoch, wird der europäische Nachthimmel alle zwölf Jahre doppelt so hell. Besonders bitter: Ausgerechnet in Naturparks selbst, also genau dort, wo Dunkelheit eigentlich geschützt werden soll, hat die Lichtverschmutzung seit 2012 im Durchschnitt um 42 Prozent zugenommen – weil dunkle Gebiete naturgemäß schneller heller werden, sobald überhaupt ein paar neue Lichtquellen installiert werden.

Eine internationale Forschungsgruppe, die über eine Million Satellitenaufnahmen der NASA ausgewertet hat, kommt für den Zeitraum 2014 bis 2022 auf eine weltweite Zunahme der Lichtemissionen um 16 Prozent – deutlich schneller als das Bevölkerungswachstum im selben Zeitraum. Das Bild ist dabei nicht überall gleich: Während Asien massiv heller wurde, ist Europa insgesamt sogar dunkler geworden, vor allem durch den Umstieg auf effizientere LED-Beleuchtung und strengere EU-Energiesparvorgaben. Frankreich reduzierte seine nächtliche Beleuchtung um 33 Prozent, Großbritannien um 22, die Niederlande um 21. Klingt nach guten Nachrichten, hat aber einen Haken: Die Satellitensensoren sind für das kurzwellige blaue Licht moderner LEDs weitgehend blind. Städte, die von orangefarbenen Natriumdampflampen auf bläuliche LED-Technik umsteigen, erscheinen den Satelliten dunkler – während der Himmel für das menschliche Auge und für nachtaktive Tiere in Wahrheit heller geworden ist. Die tatsächliche Zunahme der Lichtverschmutzung dürfte also eher unterschätzt als überschätzt sein.

Mehr als ein Blick nach oben

Wer Sternenparks für ein reines Freizeitthema hält, für etwas, das nur Hobbyastronomen mit Teleskop betrifft, unterschätzt, worum es hier eigentlich geht. Etwa 60 Prozent aller Insekten und 30 Prozent aller Säugetiere sind nachtaktiv, dazu kommen tagaktive Arten, deren Ruhephasen durch künstliches Licht gestört werden. Zugvögel orientieren sich seit Jahrmillionen an Sonne, Mond, Sternen und dem Erdmagnetfeld – künstliches Licht kann sie so stark irritieren, dass sie direkt auf beleuchtete Hochhäuser, Brücken oder Funktürme zufliegen, dabei sterben oder Stunden damit verbringen, die Objekte ratlos zu umkreisen. Zeit und Energie, die auf einer oft tausende Kilometer langen Reise fehlen.

Bei Insekten ist der Effekt womöglich noch gravierender, weil er die gesamte Nahrungskette betrifft. Nachtfalter, Käfer, Köcherfliegen werden von Lichtquellen aus ihrem Lebensraum weggelockt, verausgaben ihre Energie an der Lampe, statt Nahrung zu suchen, sich zu paaren oder Eier abzulegen. Straßenlaternen wirken dabei wie eine tödliche Falle, an der Insekten durch Erschöpfung sterben oder zu leichter Beute werden. Fledermäuse wiederum reagieren so empfindlich auf Licht in der Nähe ihrer Quartiere, dass sie diese verlassen oder erst deutlich verspätet ausfliegen – leuchtet Licht direkt ins Quartier hinein, bedeutet das nicht selten den Tod der gesamten Population. Selbst Singvögel, die niemand mit dem Thema Lichtverschmutzung in Verbindung bringen würde, verschieben ihren gesamten Tagesablauf: Eine Leipziger Studie zeigt, dass Amseln in stark beleuchteten Stadtgebieten morgens bis zu drei Stunden früher singen als ihre Artgenossen an dunkleren Orten.

Deutschland holt auf

Vor gut einem Jahrzehnt gab es hierzulande noch keinen einzigen zertifizierten Sternenpark. Heute sind es acht bis neun, dazu kommen mehrere Dark Sky Communities – und fast jedes Jahr kommt etwas Neues hinzu. Den Anfang machte 2014 der Naturpark Westhavelland, etwa 70 Kilometer westlich von Berlin, in einer der am dünnsten besiedelten Regionen Deutschlands, deren Dunkelheit gerne mit der namibischen Wüste verglichen wird. Zehn feste Beobachtungsplätze

verteilen sich über die vierzig Quadratkilometer große Kernzone, ergänzt durch die Beobachtungsstation Sternenblick Parey. Wer hier in einer klaren, mondlosen Nacht steht, kann neben der Milchstraße auch Airglow beobachten, ein schwaches Leuchten der oberen Atmosphärenschichten, das unter normalen Himmelsbedingungen komplett im Streulicht untergeht.

Im selben Jahr folgten der Nationalpark Eifel in Nordrhein-Westfalen sowie das UNESCO-Biosphärenreservat Rhön, das sich gleich über drei Bundesländer erstreckt – Bayern, Hessen, Thüringen – und einen eigenen Sternenlehrpfad besitzt. 2018 kam mit der Winklmoos-Alm bei Reit im Winkl der erste Sternenpark der Alpen hinzu, auf gut 1.100 Metern Höhe, mit drei hölzernen Liegen direkt neben der alten Bergkirche und einem 45-minütigen Rundweg extra für nächtliche Spaziergänge. 2025 wurde nach jahrelanger Vorbereitung der Sternenpark Bayerischer Wald zertifiziert, mit rund 94.000 Hektar eines der größten Dark-Sky-Gebiete des Landes, dicht bewaldet, an der Grenze zu Tschechien, Heimat von Wolf und Luchs. Anfang 2026 kamen mit der Kyritz-Ruppiner Heide in Brandenburg und dem Naturpark Nossentiner/Schwinzer Heide in Mecklenburg-Vorpommern zwei weitere Gebiete hinzu, dazu die Dark Sky Communities Eiweiler im Saarland und Fulda in Hessen. Auch die Nordseeinseln Spiekeroog und Pellworm gehören mittlerweile zu den ausgezeichneten Orten – zwei Inseln, deren gesamte Straßenbeleuchtung konsequent auf nachtfreundliche Technik umgerüstet wurde.

Im deutschsprachigen Raum drumherum tut sich Ähnliches. Die Gemeinde Weißbach im Salzburger Land wurde als Dark Sky Park und Dark Sky Community ausgezeichnet, gekoppelt an ihr ohnehin bestehendes Klimaschutzengagement als e5-Gemeinde. Die steirischen Sölktäler befinden sich mitten im Bewerbungsprozess, in einer Region, die laut einem Astronomen der Universität Wien im „kontinentalen Minimum der Lichtverschmutzung Zentraleuropas" liegt. Und in der Schweiz wurde der Naturpark Gantrisch im März 2024 offiziell zum Dark Sky Park.

Wo die Nacht noch wirklich schwarz ist



Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Milchstra%C3%9Fe_%C3%BCber_der_Sterneninsel_Spiekeroog_03.jpg

Für den ganz großen Vergleich lohnt der Blick über Europa hinaus, dorthin, wo die eigentlichen Referenzwerte für Dunkelheit liegen. Das NamibRand Nature Reserve in Namibia, mit gut 200.000 Hektar eines der größten privaten Schutzgebiete Afrikas, verdankt seine außergewöhnliche Himmelsqualität dem extrem trockenen Wüstenklima – übertroffen nur von der chilenischen Atacama. DarkSky International verlieh dem Gebiet den „Gold Tier"-Status, die höchste Auszeichnungsstufe überhaupt, reserviert für Orte mit praktisch keiner messbaren Lichtverschmutzung. Mittlerweile haben mehrere Lodges in der Region eigene Observatorien und offene „Star Beds" eingerichtet, auf denen Gäste direkt unter dem Nachthimmel schlafen.

Die Atacama-Wüste selbst gilt vielen als der beste Ort der Welt für Astrotourismus, begünstigt durch die Kombination aus kaltem Pazifikstrom und Wüstenlage, die für über dreihundert wolkenlose Nächte im Jahr sorgt – nicht ohne Grund steht dort mit ALMA eines der größten astronomischen Forschungsprojekte der Welt. In Neuseeland wiederum wurde 2012 das Aoraki-Mackenzie-Reservat auf der Südinsel zertifiziert, mit über 4.300 Quadratkilometern damals das größte seiner Art und lange Zeit das einzige auf der gesamten Südhalbkugel. Und vor der walisischen Küste liegt mit Bardsey Island bis heute das einzige Dark Sky Sanctuary Europas, zertifiziert im Februar 2023 – eine Insel, auf der Lichtverschmutzung praktisch kein Thema mehr ist, weil es dort schlicht kaum noch Licht gibt, das verschmutzen könnte.

Was all diese Orte verbindet, ist nicht nur die Dunkelheit selbst, sondern das, was sie über unseren gewöhnlichen Alltag aussagt: Ein Blick, den frühere Generationen jede Nacht hatten und über den sie nicht einmal nachdenken mussten, ist heute ein Ziel geworden, für das man reist. Nicht weil sich der Himmel verändert hätte. Sondern weil wir aufgehört haben, ihn sehen zu lassen.

Brain Tanning – wenn das Tier seine eigene Haut gerbt

Es gibt einen Satz, den man sich merkt, sobald man ihn zum ersten Mal hört: Jedes Tier trägt genug Gehirn in sich, um seine eigene Haut zu gerben. Kein Zufall, keine Anekdote – eine dieser stillen Gesetzmäßigkeiten der Natur, die man erst versteht, wenn man selbst mit blutigen Händen vor einer Rehdecke steht und sich fragt, wie aus diesem rohen, steifen Fell je etwas Weiches werden soll. Genau das ist Brain Tanning: keine Chemie aus dem Kanister, sondern das, was das Tier selbst mitbringt.

Wer, wo, wie – die Ursprünge

Die Wurzeln reichen weiter zurück, als der Begriff Brain Tanning vermuten lässt. Die ältesten bekannten Werkzeuge zur Fellbearbeitung – Steinschaber, mit denen Fett und Fleisch von Häuten gelöst wurden – stammen aus der Altsteinzeit und wurden in Hoxne in England sowie in der Qesem-Höhle in Israel gefunden, beide rund 400.000 Jahre alt. Zu diesem Zeitpunkt war von Gehirn als Gerbmittel noch nichts überliefert, aber das Grundproblem, das Brain Tanning später löst, bestand schon: eine Haut so zu behandeln, dass sie nicht verrottet und nicht zu Brett wird.

Wo genau Menschen zum ersten Mal auf die Idee kamen, ausgerechnet das Gehirn des erlegten Tieres für die eigene Haut zu verwenden, lässt sich nicht auf einen einzelnen Ort oder ein einzelnes Volk zurückführen – und das ist vielleicht die eigentliche Pointe der Geschichte. Steinzeitliche Jäger und Sammler kamen unabhängig voneinander, auf praktisch jedem Kontinent, zu derselben Lösung. Überliefert ist Hirn- oder Rauchgerbung bei den Zulu im südlichen Afrika, bei den Tschuktschen im äußersten Osten Russlands, die stattdessen auch mit Leber, Urin und Rauch arbeiteten, bei nomadischen Völkern Zentralasiens, die saure Milch, Butter und Eigelb einsetzten, sowie in Nordasien, China und Südamerika. In Japan entstand aus getrockneter Hirschhaut das sogenannte Koshuinden-Leder, bei dem die Narbenschicht samt Fell nach dem Einweichen mit einem Schabmesser gelöst und die Haut anschließend mit Hirn- oder Rückenmarkssubstanz eingerieben wurde, bevor sie geräuchert wurde – ein Ablauf, der dem nordamerikanischen fast Schritt für Schritt entspricht, ohne dass die beiden Kulturen je Kontakt gehabt hätten.

Aus Grönland ist sogar ein konkreter archäologischer Beleg erhalten: Lederkleidung aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert, gut erhalten im Eis, zeigt genau dieses Verfahren. Zuerst wurde die Fettschicht der Haut mit Ton entfernt, dann wurde die Haut mit einer Mischung aus Hirn, Leber, Fett und Salz bestrichen. Die so behandelten Häute wurden zu einem runden Zelt zusammengenäht, mit Nadeln aus Knochen oder Horn, und über offenem Feuer geräuchert – im Rauch enthalten war Phenol, derselbe Wirkstoff, der auch beim heutigen Räuchern von Wildlederhäuten für die Haltbarkeit sorgt.



Quelle:paleotechnics

In Nordamerika, wo die Technik bis heute am engsten mit dem Begriff Brain Tanning verbunden ist, war sie fest in den Alltag der Plains-Völker eingebettet, etwa bei Lakota, Cheyenne, Kiowa, Blackfoot oder Comanche, und lag dort in den Händen der Frauen. Während Männer jagten, übernahmen Frauen das Fleischen, Enthaaren und Gerben der Häute, dazu das Nähen und Verzieren der fertigen Kleidung – Arbeit, die ebenso lebensnotwendig war wie die Jagd selbst, auch wenn sie seltener erzählt wird.



Quelle: wilderssawaress

Weitergegeben wurde das Wissen nicht über Bücher, sondern von Großmutter zu Mutter zu Tochter, direkt an der Haut, am Balken, am Feuer. Genau diese mündliche Weitergabe ist auch der Grund, warum sich die Details von Stamm zu Stamm und sogar von Tanner zu Tanner unterscheiden: unterschiedliche Beam-Konstruktionen, unterschiedliche Zusatzstoffe für die Laugenlösung, unterschiedliche Vorlieben bei Wet- oder Dry-Scrape. Es gab nie eine einzige richtige Methode, sondern immer eine, die zur eigenen Haut, zum eigenen Klima und zur eigenen Familientradition passte.

Europa ging währenddessen einen anderen Weg. Die Römer gerbten nicht mit Hirn, sondern legten Eichenrinde in Wasser ein, um die bittere Lösung zu gewinnen, die die Membranen der Häute auflöst – und genau daher stammt auch das Wort Tannin. Zwei Kontinente, zwei völlig verschiedene Antworten auf dasselbe Problem: Wie macht man aus totem Tiergewebe etwas, das man tragen kann. Mit der Ankunft der europäischen Siedler in Nordamerika und der industriellen Chemiegerberei im neunzehnten Jahrhundert geriet Brain Tanning zunehmend in den Hintergrund, verschwand aber nie ganz – gehalten von genau jenen Familien und Gemeinschaften, die es sich weiterhin von Generation zu

Generation erzählten, statt es aufzuschreiben.



Quelle: earthnativeschool

Warum ausgerechnet Hirn

Die Antwort liegt in der Struktur der Haut selbst. Kollagen, aus dem die Faserschicht besteht, ist aufgebaut wie ein geflochtener Korb – feste, ineinander verwobene Fäden. Trocknet eine Haut ohne Behandlung, verkleben diese Fäden miteinander und man erhält Rohleder: hart, stumpf, bestenfalls als Hundespielzeug brauchbar. Die feinen, emulgierten Fette im Hirngewebe legen sich um jede einzelne dieser Fasern und verhindern genau das. Ein Gerbmeister aus Manitoba hat es einmal so ausgedrückt: Das Gehirn erzeugt eine enzymatische Reaktion, die den Klebstoff auflöst, der die Fasern sonst zusammenhält.

Der Haken dabei, und das ist der Teil, den die wenigsten erwarten: Ohne Bewegung passiert gar nichts. Legt man die getränkte Haut einfach zum Trocknen hin, verkleben die Fasern trotzdem – Hirn hin oder her. Erst wenn die Haut während des gesamten Trockenvorgangs ständig gestreckt, gezogen und bearbeitet wird, bleiben die Fasern getrennt und beweglich. Das ist der eigentliche Kern von Brain Tanning, nicht das Einlegen in die Hirnlösung. Das Hirn liefert das Material, die Arbeit macht das Ergebnis.

Der Weg von der rohen Decke zum weichen Leder

Am Anfang steht die Entscheidung, was aus der Haut werden soll, und diese Entscheidung bestimmt den gesamten weiteren Weg. Für einen Teppich oder einen warmen Wintermantel reicht es, nur eine Seite zu bearbeiten, das Fell bleibt dran. Für Mokassins oder Kleidung dagegen muss jedes einzelne Haar runter, ohne Kompromiss.

Zuerst wird gefleischt – Fett, Fleischreste und die Membranschicht müssen vollständig von der Innenseite verschwinden, sonst dringt später keine Hirnlösung durch. Dafür legt man die Haut über einen glatten Balken und arbeitet mit einem stumpfen Schabewerkzeug, traditionell ein Fleshing Knife mit leicht gebogener Klinge, ursprünglich auch aus Knochen gefertigt.



Quelle: michaelhidetanner

Danach kommt die Entscheidung, die jeden, der sich in dieses Handwerk einarbeitet, irgendwann beschäftigt: nass oder trocken enthaaren. Beim Wet-Scrape wird die Haut in einer alkalischen Lösung aus Holzasche oder Löschkalk eingeweicht, bis sie aufquillt. Diese Lauge löst einen Schleim, der sonst die Fasern überzieht und das spätere Eindringen des Hirns blockiert. Danach wird das Haar samt Narbenschicht im nassen Zustand abgeschabt. Beim Dry-Scrape dagegen wird die saubere Haut zunächst in einem Holzrahmen aufgespannt und komplett getrocknet, bevor überhaupt geschabt wird. Der Vorteil hier: Die Haut lässt sich im trockenen Zustand deutlich dünner arbeiten, was Gewicht spart und dem Hirn später das Eindringen erleichtert.

Wet-Scrape eignet sich eher für dünnere Häute wie Reh oder Antilope, Dry-Scrape für große, dicke Häute wie Elch oder Bison. Man erkennt das Ergebnis später sogar mit bloßem Auge: Nassgeschabte Häute wirken glatt, trockengeschabte erinnern an Wildleder und tragen oft feine Schabespuren.

Nach dem Enthaaren wird gewaschen, um restliches Fett loszuwerden, und kräftig ausgewrungen – nur eine trockene, aufnahmefähige Haut lässt die Hirnlösung überhaupt zu sich durch. Das Hirn selbst wird aus dem Schädel entnommen, ein einfacher Schnitt mit Messer oder scharfer Steinkante genügt, und mit wenig Wasser zu einer warmen, öligen Masse verkocht. In dieser Lösung wird die Haut komplett getränkt, teils einen ganzen Tag lang, dann wieder ausgewrungen und erneut eingelegt, zwei- bis viermal, je nach Dicke der Haut und der eigenen Kondition. Ziel ist, dass die Lösung wirklich jede Faser erreicht, nicht nur die Oberfläche.

Jetzt beginnt der Teil, der einem die Arme brennen lässt und meist zwei Leute braucht: das Austrecken. Während die Haut trocknet, will sie sich sofort wieder zusammenziehen und verkleben – dagegen arbeitet man an, indem man sie in alle Richtungen zieht, über ein Seil oder einen Pflock zerrt, staucht, reibt und schlägt, ohne Pause, bis sie vollständig trocken ist. Das dauert zwei bis acht Stunden, je nach Größe und Wetter, und man kann mittendrin nicht aufhören – eine halb durchgezogene Haut wird ungleichmäßig steif und lässt sich nicht mehr retten. Fertig ist sie, wenn sie weiß, weich und in sich beweglich ist, fast wie Stoff.

Der letzte Schritt, um den sich die meisten Missverständnisse ranken

Fast fertig – aber ohne Rauch bleibt die ganze Arbeit auf Zeit begrenzt. Die getrocknete, weiche Haut wird zu einem groben Sack zusammengenäht, Fellseite nach außen, und über einem schwelenden Feuer aus halbverrottetem Holz aufgehängt. Wichtig ist dabei kühler, dichter Rauch, keine Hitze und keine offene Flamme. Die Phenole im Rauch legen sich in die Faser und sorgen dafür, dass die Haut, wenn sie später nass wird, beim Trocknen wieder weich wird statt steif zu bleiben.

Und genau hier hält sich ein Irrglaube, der selbst erfahrene Handwerker anfangs auf die falsche Fährte führt: Brain-getannte Häute werden durch das Räuchern nicht wasserdicht. Wer glaubt, damit trockene Füße im Regen zu haben, wird enttäuscht. Der Sinn des Rauchs liegt woanders – er sorgt dafür, dass die Haut nach dem Nasswerden überhaupt wieder weich trocknen kann, statt endgültig zu Rohleder zurückzufallen. Ein Trapper, der das über zwanzig Jahre praktiziert hat, bringt es auf den Punkt: Auch geräuchert wird die Haut bei starker Nässe leicht steif trocknen – nur eben nicht hart wie ungeräuchertes Leder, und die Tannung selbst wäscht sich nicht mehr aus.

Was davon bleibt

Brain Tanning braucht fast keine Ausrüstung – einen Schaber, einen Balken, ein Feuer, und das, was das erlegte Tier selbst liefert. Was es braucht, ist Zeit, Kraft und ein Gespür für die Haut, das man sich nur durch die Arbeit selbst aneignet. Genau das macht die Methode zu einem der reinsten Beispiele für Skill over Gear, das man sich vorstellen kann: kein Werkzeug ersetzt hier die eigene Erfahrung, und keine Abkürzung führt am Austrecken vorbei. Wer einmal eine Haut auf diese Weise fertig gemacht hat, weiß, warum ganze Kulturen dieses Wissen über Generationen weitergegeben haben, bevor die Chemie das Handwerk verdrängte.

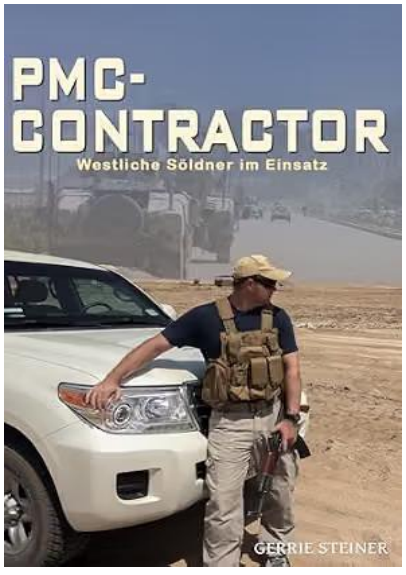
Brain Tanning wird heute noch an mehreren Stellen regelmäßig praktiziert:

Nordamerika – lebendige indigene Praxis
Bei verschiedenen Stämmen der Plains und Waldland-Nationen (u.a. Choctaw, Lakota, Kwakiutl, Menominee, Tlingit) ist die Technik bis heute bekannt und wird von Ältesten weitergegeben. Es gibt eine kleine, aber aktive Gruppe von Menschen, die die traditionelle Praxis wiederbeleben, und sie ist Ältesten in einem Querschnitt von Gemeinschaften in den USA bekannt. Beispiel: Ein Choctaw-Praktiker aus Minnesota reist heute durch mehrere Stammesgemeinschaften und unterrichtet die Technik, vom frischen Hirsch- oder Bisonfell bis zu fertigen Trommeln, Mokassins und Kleidungsstücken. ICT News

Weitere indigene Traditionen weltweit
Auch die Zulu in Afrika, die Samen in Skandinavien und verschiedene Volksgruppen in Asien kannten und praktizierten dieses Gerbverfahren. In einigen dieser Regionen lebt die Technik bis heute in traditionellem Handwerk fort, wenn auch meist nur noch punktuell. Leather Dictionary

Moderne Bushcraft- und Primitive-Skills-Szene
Vor allem in den USA gibt es eine aktive "Braintan"-Community (z.B. traditionaltanners.com/braintan.com), die die historischen Techniken der Plains-Stämme dokumentiert, lehrt und in Kursen weitergibt – nicht als kulturelle Praxis eines Volkes, sondern als bewusst gepflegtes Handwerk für authentisches, atmungsaktives Wildleder (Buckskin).

Werbung



Packrafting

Packrafting: Ein leichtes Boot ersetzt kein Flusswissen

Ich habe selbst einige Erfahrung mit langen Kanutouren, auf dem Yukon, auf dem Amazonas. Wochen im Boot, Wochen mit dem Fluss als einzigem Wegweiser. Die neuen, leichten Packrafting-Schlauchboote finde ich deshalb sehr interessant. Sie sind leichter, besser zu verpacken, insgesamt transportabler als alles, was ich auf diesen Touren dabei hatte. Ein Kanu aus Kunststoff oder Holz schleppt man nicht einfach im Rucksack zum Fluss. Ein Packraft schon.

Aber die Stabilität eines festen Rumpfes ist damit nicht zu haben. Wer im Packraft sitzt, muss das Gewässer noch genauer lesen können, um unliebsame Zusammenstöße zu vermeiden. Und genau an diesem Punkt wird es interessant, denn die Boote selbst verschleiern das eher, als dass sie darauf hinweisen.



Ein Boot, das zu einfach zu bedienen ist

Wer sich in der Szene umhört, stößt immer wieder auf dieselbe Warnung, in unterschiedlichen Worten, aber im Kern identisch: Packrafts sind einfach zu bedienen, zu einfach. Ein Neuling steigt ein, das Boot liegt satt auf dem Wasser, reagiert träge und verzeihend auf Fehler, kentert nicht bei jeder unsauberen Bewegung wie ein schmales Kajak. Nach der ersten halben Stunde auf ruhigem Wasser hat man das Gefühl, die Sache im Griff zu haben.

Das Gefühl trügt. Was sich unter der Wasseroberfläche abspielt, ändert sich dadurch kein bisschen: Rückläufe hinter Wehren und Steinen, Klemmstellen zwischen Geröll, kalte Strömungen, die einem in Minuten die Kraft aus den Armen ziehen. Ein Packraft nimmt einem keine einzige dieser Gefahren ab. Es nimmt einem höchstens das Gefühl dafür, dass sie da sind, weil das Boot selbst so wenig verlangt.

Genau das ist der Punkt, an dem sich Ausrüstung und Können auseinanderentwickeln. Je müheloser ein Werkzeug zu bedienen scheint, desto leichter hält man es für einen Ersatz für Erfahrung. Beim Feuermachen mit dem Ferrocerium-Stab ist das nicht anders als beim Flusslesen im Packraft: Das Werkzeug macht eine Sache einfacher. Es macht sie nicht sicher.

Was das Boot leisten kann und was nicht

Ein Packraft wiegt, je nach Modell, zwischen zwei und fünf Kilogramm und passt zusammengerollt in eine Jackentasche eines Wanderrucksacks. Genau darin liegt sein Sinn: Man trägt es dahin, wo ein Fluss oder See den Weg kreuzt, bläst es in wenigen Minuten auf, paddelt hinüber oder ein Stück den Lauf entlang, packt es wieder ein und wandert weiter. Für Trekkingtouren, bei denen man sonst kilometerweit nach einer Brücke sucht oder hofft, dass die letzte noch steht, ist das ein echter Gewinn an Bewegungsfreiheit.

Was das Boot nicht mitbringt, ist Erfahrung im Umgang mit bewegtem Wasser. Diese Erfahrung stammt aus einer ganz anderen, viel älteren Ecke: dem Wildwasserkajak- und Raftingsport, der seine Lektionen über Jahrzehnte auf die harte Tour gelernt hat. Wer heute mit dem Packraft auf einen Fluss geht, sollte sich genau diese Lektionen aneignen, statt sie am eigenen Leib zu wiederholen.

Alaska, eine Mutter und ein zu kleines Schlauchboot

Die Idee, ein Boot zusammenzurollen und über Land zu tragen, ist älter als der Name dafür. Schon im 19. Jahrhundert kursierten Entwürfe für Jacken mit eingearbeiteten aufblasbaren Kammern, mit denen sich Wasserläufe überqueren ließen, ob je eine davon tatsächlich zu Wasser gelassen wurde, ist nicht überliefert. Belegt ist dagegen, dass 1969 die Gorropu-Schlucht auf Sardinien mit kleinen Schlauchbooten erstbefahren wurde, und dass sich in den 1970er Jahren mit Namen wie American Safety, Sherpa und Curtis Designs die ersten kommerziellen Anbieter an der Idee versuchten. Sie arbeiteten mit Neopren, später mit urethanbeschichtetem Nylon, blieben aber im Grunde beim Prinzip des Miniraft. Keine der drei Firmen überlebte, das Konzept blieb eine Nische, die sich vor allem in Alaska hielt, wo ab 1982 ein Wettkampf wie der Alaska Wilderness Classic ohne solche Boote kaum zu bestreiten war.

In dieser Nische bewegte sich auch Roman Dial, Dozent in Anchorage und einer der umtriebigsten Alaska-Abenteurer seiner Generation. Er hatte ein Sherpa-Packraft benutzt, ein Modell, das längst nicht mehr

hergestellt wurde, als in den frühen Neunzigern ein junger Student namens Thor Tingey bei ihm vorbeischaute. Die beiden Familien kannten sich, Dial ließ bei einem Denali-Trip ein Mountainbike bei den

ersten modernen Outdoor-Bekleidungsfirmen aufgebaut, brachte eines der ersten Wildwasserkajaks überhaupt in die Gegend und verkaufte ihren Laden erst, um eine Familie zu gründen.

tauglich zu machen. Was Alpacka wirklich einführte, war die Idee, ein Boot von Grund auf für genau diesen Zweck zu konstruieren, statt ein bestehendes zu improvisieren.



Tingeys zurück. 1996 schaffte es Dial mit Partnern und einer Kombination aus Mountainbike und Packraft über 700 Meilen durch die Alaska Range, ein Trip, der es aufs Cover von National Geographic schaffte.

Thor Tingey studierte zu der Zeit am Colorado College und ließ sich von Dial zu einer eigenen Tour überreden: 160 Meilen desselben Alaska-Range-Abschnitts,
zusammen mit vier Kommilitonen, finanziert über ein neu eingerichtetes Expeditionsstipendium des Colleges. Der Sommer 1998 packte ihn. Zwei Jahre später ging er noch einmal los, diesmal 600 Meilen durch die Brooks Range im Norden Alaskas. Das Boot, mit dem er unterwegs war, ein Sevylor Trail Boat, taugte für Runden auf dem Stadtsee, nicht für Alaska-Flüsse. Also fragte er seine Mutter.

Sheri Tingey war keine zufällige Wahl. Sie hatte in den späten Sechzigern in Jackson Hole eine der

Jahrzehnte an Näh- und Kajakerfahrung trafen nun auf die Vorstellungen ihres Sohnes, was ein Boot für die Wildnis können musste. Das Ergebnis, 2000 gebaut, war das „White Boat“: schweres, weißes Nylon mit einseitiger Urethanbeschichtung, zwölf Zoll dicke Schläuche, ein nach oben gezogener Bug, alles mit Heißluftföhn, Nudelholz und literweise Aquaseal-Kleber zusammengefügt. Thor testete es 2001 auf dem Aniakchak River. Ein Jahr später verkaufte Alpacka Raft die ersten Boote.

Tingey selbst wehrt sich gegen die Vorstellung, seine Familie habe den Sport erfunden. Der Sport sei Generationen älter als Alpacka, sagt er, nur habe man vorher mit zweckentfremdeten Überlebensbooten oder Bergsee-Schlauchbooten hantiert und versucht, sie für Alaska-Flüsse

Ausrüstung

Was tatsächlich mit muss

Auf meinen Kanutouren am Yukon oder am Amazonas war die Packliste lang, weil das Boot selbst schon einen Großteil der Logistik übernahm: Ein Kanu trägt, was man ihm auflädt, und das war einiges. Beim Packraft dreht sich die Rechnung um. Das Boot ist der leichteste Posten der ganzen Ausrüstung, und genau deshalb macht es Sinn, bei allem, was um das Boot herum entsteht, nicht zu sparen.

Am Anfang steht das Raft selbst, dazu ein zerlegbares Doppelpaddel. Mehr braucht es auf dem Papier nicht, um loszupaddeln, und genau darin liegt die Versuchung, es dabei zu belassen. Wer aber auf Fließgewässern unterwegs ist und nicht nur auf einem stillen See eine Runde dreht, kommt an einer



Schwimmweste nicht vorbei, und zwar an einer, die für den jeweiligen Einsatzzweck ausgelegt ist. Auf ruhigem Wasser reicht eine einfache Auftriebshilfe, sobald Strömung, Wehre oder gar Wildwasserabschnitte ins Spiel kommen, braucht es eine Weste mit mindestens siebzig Newton Auftrieb, und wer regelmäßig Klasse zwei oder höher fährt oder eine Gruppe führt, sollte über eine Rettungsweste mit Brustgurt und Schnellverschluss nachdenken. Dazu kommt im Wildwasser ein Helm, ohne Diskussion, denn ein Sturz aus dem Boot bei Steinen unter der Wasseroberfläche verzeiht keine unbedeckten Köpfe.

Kleidung ist der Punkt, an dem viele Einsteiger sparen und viele erfahrene Paddler am meisten investieren. Ein Neoprenanzug schützt in kühlerem Wasser, ein Trockenanzug ist bei alpinen Flüssen oder in der kalten Jahreszeit fast schon Pflicht, weil Gebirgsflüsse selbst im Hochsommer selten wärmer als zwölf bis fünfzehn Grad werden und ein längerer unfreiwilliger Aufenthalt im Wasser ohne passende Kleidung sehr schnell zur Unterkühlung führt. Wer schon einmal am Yukon in kaltem Gletscherwasser gekentert ist, weiß, wie wenig Zeit einem das Wasser lässt, bevor die Kraft aus den Armen verschwindet.

Gepäck gehört wasserdicht verpackt, nicht nur der Ordnung halber, sondern weil ein Packsack bei einer Kenterung den Unterschied macht zwischen einem nassen Schreckmoment und einem verlorenen Zelt mitten in der Wildnis. Die meisten Packrafts bringen dafür Schlaufen auf dem Bug mit, an denen sich die Säcke mit Spanngurt oder Seil festzurren lassen, sodass sie auch bei einer Rolle im Wasser am Boot bleiben.

Ein Reparaturset gehört ebenso selbstverständlich in die Ausrüstung wie das Paddel. Nichts an einem Packraft ist unzerstörbar, und ein kleines Loch, das sich unterwegs in wenigen Minuten mit einem Klebepatch schließen lässt, sollte niemals der Grund sein, eine Tour abzubrechen. Wer auf mehrtägige Touren geht, kombiniert das sinnvollerweise mit einer kleinen Handpumpe, die höheren Druck erzeugt als das bloße Nachblasen mit dem Mund und dabei angenehmer ist als der sonst übliche Aufblassack.

Bei der Wahl des Bootes selbst lohnt sich ein Blick auf den Einsatzzweck, bevor man auf den Preis schaut. Alpacka Raft, der Hersteller mit der längsten Geschichte im Wildwasserbereich, baut in den USA und deckt die gesamte Bandbreite ab, von minimalistischen Ultraleichtbooten bis zu Wildwasser-Rafts mit Verdeck und Spritzschürze. Anfibio, die Eigenmarke des deutschen Packrafting-Store, lässt in China fertigen und positioniert sich im leichteren, preislich zugänglicheren Segment. Kokopelli und MRS haben sich daneben als eigenständige Größen etabliert, mit Booten, die je nach Modell auf Geschwindigkeit, Robustheit oder Wildwassertauglichkeit ausgelegt sind. Ein Boot vom Discounter aus dem Baumarktregal gehört in keine dieser Kategorien, und die Unfallstatistiken auf Flüssen wie der Isar, wo genau solche Boote immer wieder für Probleme sorgen, sprechen eine deutliche Sprache darüber, warum.

Ein letzter Punkt, der in keiner Packliste steht, aber genauso zur Ausrüstung gehört: das Wissen um die Befahrungsregeln des jeweiligen Flusses. Manche Gewässer



schreiben ein Mehrluftkammersystem vor, andere verlangen bestimmte Zu- und Ausstiegsstellen einzuhalten. Das lässt sich vorher in einem Gewässerführer nachlesen, nicht erst am Ufer feststellen.

Was unter der Oberfläche wartet

Am Amazonas lernt man schnell, dass ein Fluss nie das ist, was seine Oberfläche zeigt. Strömungen, die sich erst hundert Meter weiter unten offenbaren, Baumstämme, die halb unter Wasser liegen und von oben aussehen wie ein harmloser Schatten. Am Yukon war es das kalte Wasser selbst, das einen daran erinnerte, wie wenig Spielraum ein Fluss einem lässt, wenn man ihn falsch einschätzt. Beim Packraft kommt zu dieser alten Regel noch eine neue Schwierigkeit hinzu: Das Boot fühlt sich so unbeschwert an, dass man genau diese Regel vergisst, kaum dass man sitzt.

Die gefährlichste Stelle an einem Fluss ist oft nicht die, die am wildesten aussieht, sondern die, die am unauffälligsten wirkt. Ein Rücklauf entsteht, wenn Wasser hinter einem Hindernis, einem Wehr, einer Stufe, einem Felsen, in sich selbst zurückströmt und einen Kreislauf bildet, der einen Schwimmer oder ein Boot immer wieder an dieselbe Stelle zurückzieht, statt ihn abfließen zu lassen. Von oben sieht das manchmal aus wie eine harmlose glatte Fläche, gerade an Wehren auf sonst zahmen Wanderflüssen, wo niemand mit einer Gefahr rechnet. Wer da hineingerät, kommt aus eigener Kraft oft nicht mehr heraus, das Wasser hält einen fest, egal wie gut man schwimmen kann.

Klemmunfälle sind die zweite große Gefahr, und sie treffen gerade Packrafter, weil das offene Design vieler Boote den Körper weniger schützt als ein geschlossenes Kajak. Ein Fuß, der zwischen Steinen hängen bleibt, während die Strömung den Rest des Körpers weiterzieht, braucht keine tosende Stromschnelle, um lebensgefährlich zu werden, ein Bein und mäßige Strömung reichen. Genauso tückisch sind Siphons, Stellen, an denen der ganze Wasserstrom unter ein Hindernis gezogen wird und alles, was auf der Oberfläche treibt, mit nach unten nimmt. Ein Zeichen, auf das erfahrene Flussleser achten: Wenn an einer Stelle, an der man normalerweise einen Strudel erwarten würde, keiner zu sehen ist, kann das bedeuten, dass sich darunter eine Falle verbirgt, die das Wasser lautlos verschluckt.



Zu diesen mechanischen Gefahren kommt die Kälte, die unauffälligste und deshalb am meisten unterschätzte. Ein Sturz ins Wasser ist selten das eigentliche Problem, das Problem beginnt, wenn man zu lange darin bleibt. Ohne passende Kleidung sinkt die Körpertemperatur in kaltem Flusswasser schneller, als die meisten für möglich halten, und mit ihr die Fähigkeit, sich selbst zu helfen. Genau deshalb gehört ein Trockenanzug bei kaltem Wasser nicht zur Kür, sondern zur Grundausstattung, wie im vorherigen Kapitel schon festgehalten.

Was alle diese Gefahren verbindet, ist nicht ihre Seltenheit, sie sind auf bewegtem Wasser die Regel, nicht die Ausnahme, sondern die Tatsache, dass das Packraft selbst keine davon entschärft. Ein leichtes, stabil wirkendes Boot löst weder einen Rücklauf auf noch macht es einen Siphon ungefährlicher, es befördert einen bloß bequemer an die Stelle, an der beides passiert. Wer aus dem Wildwasserkajaksport kommt, kennt diese Lektionen längst, oft schmerzhaft gelernt über Jahrzehnte. Wer als Quereinsteiger übers Packraft zum Fluss kommt, hat diese Lektionen noch vor sich, und die einzige vernünftige Reihenfolge ist, sie sich vor der ersten ernsthaften Tour anzueignen, nicht währenddessen.

Fester Rumpf gegen Luftkammer

Nach Jahren im Kanu, ob auf dem Yukon oder auf dem Amazonas, ist der erste Eindruck im Packraft immer derselbe: Es fährt sich wie ein anderes Element. Ein Kanu mit festem Rumpf, aus Kunststoff, Aluminium oder Holz, hat eine Wasserlinie, die durchgehend gleich bleibt, ob beladen oder leer, ob bei Windstille oder Seitenwind. Es hat einen Kiel oder zumindest eine klare Rumpfform, die es auf Kurs hält, wenn man aufhört zu paddeln, es läuft nach, es trackt geradeaus, wie es unter Paddlern heißt. Genau das fehlt einem Packraft fast vollständig. Ohne Kiel und mit seiner runden, luftgefüllten Form dreht es sich schon bei leichtem Seitenwind aus der Linie, und wer aufhört zu steuern, treibt binnen weniger Sekunden quer zur Strömung. Auf langen Seeüberquerungen, wie ich sie vom Amazonas kenne, macht dieser Unterschied den ganzen Tag anstrengender, jeder Meter Vorwärtsbewegung muss aktiv

erarbeitet werden, während ein Kanu einen Teil davon aus der reinen Rumpfform heraus geschenkt bekommt.

Dafür verzeiht das Packraft im Gegenzug etwas, das einem festen Rumpf komplett fehlt: den direkten Kontakt mit Stein. Ein Kanu, das gegen einen Felsen läuft, überträgt den Aufprall auf den ganzen starren Körper, im schlimmsten Fall bricht oder reißt etwas, und eine Reparatur unterwegs ist meist nicht in einer halben Stunde erledigt. Ein Packraft gibt bei Kontakt nach, die Luftkammern wölben sich um das Hindernis, und selbst wenn eine Kammer durch einen scharfen Stein beschädigt wird, bleiben in der Regel andere intakt genug, um weiterzukommen. Genau dieses Nachgeben, das im flachen, steinigen Wildbach ein Vorteil ist, ist auf dem offenen Wasser eine Schwäche: Wo ein Kanu Fahrt in gerader Linie hält, schwimmt ein Packraft eher, als dass es fährt.

Auch bei der Zuladung unterscheiden sich die beiden Bootstypen deutlich. Ein Kanu, wie ich es für eine mehrwöchige Tour am Yukon gepackt hatte, nimmt problemlos Proviant, Zelt, Werkzeug und Ausrüstung für Wochen auf, ohne dass sich am Fahrverhalten grundlegend etwas ändert, solange man im vorgesehenen Rahmen bleibt. Ein Packraft ist auf deutlich weniger Gewicht ausgelegt, und mit steigender Zuladung sinkt die Kippstabilität, gerade wenn das Gepäck ungünstig auf dem Bug statt im Innenraum verstaut wird. Für eine Fluss- oder Seedurchquerung von wenigen Stunden mit leichtem Gepäck spielt das kaum eine Rolle, für eine mehrtägige Expedition mit vollem Trekkinggepäck wird die Beladung zu einer eigenen Kunst, die im Kanu von Anfang an einfacher zu lösen ist.

Der eigentliche Sinn des Packrafts zeigt sich aber genau dort, wo das Kanu an seine Grenzen kommt: beim Transport zwischen zwei Gewässern. Ein Kanu muss man tragen, im Zweifel über weite Strecken mit einer Yoke auf den Schultern, oder mit dem Auto oder Anhänger an den Einstieg bringen. Ein Packraft trägt man im Rucksack, wie ein Zelt oder einen Schlafsack, und genau diese Eigenschaft eröffnet Routen, die mit einem festen Boot gar nicht denkbar wären: hinauf zu einem Bergsee, über einen Pass, hinunter zum nächsten Fluss, alles zu Fuß, das Boot erst dort aufgeblasen, wo es tatsächlich gebraucht wird. Was man dafür eintauscht, ist die Ruhe und Berechenbarkeit eines Rumpfes, der auf dem Wasser tut, was man von ihm erwartet, ohne dass man ihm ständig beim Kurshalten helfen muss.

Wo man in Deutschland üben kann, bevor der große Fluss kommt

Verglichen mit dem Yukon oder dem Amazonas wirkt jedes deutsche Gewässer erst einmal bescheiden, und genau darin liegt sein Wert. Wer mit dem Packraft anfängt, braucht keinen Fluss, der einen fordert, sondern einen, der einem Zeit lässt, Fehler zu machen, ohne dass sie gleich etwas kosten.

Die Altmühl im gleichnamigen Naturpark gilt unter Paddlern nicht ohne Grund als der langsamste Fluss Bayerns, und genau das macht sie zum Standardeinstieg für die erste Mehrtagestour im Packraft. Der Einstieg bei Treuchtlingen ist mit dem Zug erreichbar, das Boot in wenigen Minuten aufgebaut, das Gepäck ebenso schnell verstaut, und danach schiebt einen die Strömung gemächlich durch eine Landschaft aus Wehren, Uferwiesen und Biergärten. Wer hier seine ersten Kenterungen übt, tut das bei einer Wassertemperatur und einem Tempo, die Fehler verzeihen.

Wer nach der Altmühl mehr Strömung sucht, findet sie in den Voralpenflüssen rund um Bayern und das Allgäu. Iller, Ostrach, Breitach, Stillach und die Bregenzer Ache führen schon spürbar mehr Gefälle und Tempo, ohne gleich in Wildwasserklassen vorzustoßen, die eine Rettungsausbildung voraussetzen. Wer sich weiter herantastet, landet zwangsläufig bei Isar und Loisach, zwei Flüssen mit alpiner Kulisse und echter Strömung, auf denen sich in den letzten Jahren allerdings auch die meisten Unfälle mit unterdimensionierter Ausrüstung ereignet haben, ein Hinweis darauf, dass hier der Sprung vom Übungsgewässer zum ernsthaften Fluss stattfindet. Der Lech in Richtung Tirol und die Imster Schlucht am Inn gehen noch einen Schritt weiter und zählen in der Szene zu den Referenzstrecken, wenn es um echtes Wildwassertraining im Packraft geht.

Für ruhigeres Wasser über größere Distanzen bieten sich die norddeutschen Flüsse an, Weser, Elbe und mit Einschränkungen auch der Rhein, wo allerdings die Berufsschifffahrt eine andere Art von Aufmerksamkeit verlangt als jede Stromschnelle. Wer stattdessen ein Mittelgebirgsrevier mit dichtem Wald und wenig Publikum sucht, wird im Nationalpark Eifel fündig, dort haben sich mit dem Angebot ruhiger Fluss- und Seestrecken auch die ersten Anbieter etabliert, die Packrafting mit Bikerafting kombinieren, also einer Fahrradtour, die am Wasser in eine Bootstour übergeht. Ähnlich unaufgeregt, aber mit einem eigenen Reiz, liegt der Schwarze Regen im Bayerischen Wald, den man dort wegen seiner weiten, kaum besiedelten Flusslandschaft nicht ganz zufällig „Bayerisch Kanada“ nennt.

Bei aller Vielfalt bleibt ein Punkt, den man vor jeder dieser Touren klären sollte, und der sich nicht pauschal für ganz Deutschland beantworten lässt: die genauen Befahrungsregeln. Wassersport auf öffentlichen Gewässern ist nach deutschem und EU-Recht grundsätzlich erlaubt, mit Ausnahmen für Trinkwasser- und Naturschutzgebiete sowie besonders gekennzeichnete Bereiche, für Bundeswasserstraßen gelten eigene Regelungen. Was sich davon im Detail unterscheidet, ist Sache des einzelnen Flusses und manchmal des einzelnen Bundeslands, weshalb ein Blick in den jeweiligen Gewässerführer vor

der Tour mehr wert ist als jede allgemeine Auskunft.

Einstieg in das Abenteuer Packrafting

Meinen eigenen Einstieg in dieses Abenteuer hatte ich lange bevor irgendjemand das Wort Packraft benutzte. Rund um Hannover gibt es keine Alpenflüsse und keine Gletscherseen, aber es gibt den Lönssee und den Würmsee, zwei überschaubare, ruhige Gewässer, auf denen ich als Jugendlicher meine ersten Runden gedreht habe. Kein Gefälle, keine Strömung, die einem etwas abverlangt, aber genug Wasser, um ein Gefühl für ein Boot zu entwickeln, das man vorher nicht hatte. Von dort ging es auf ruhige Abschnitte der Alten Leine, wo zum ersten Mal echte Strömung dazukam, wenn auch eine gutmütige.

Jeden Sommer erhöhte ich den Schwierigkeitsgrad ein Stück, mal ein Stück weiter auf der Leine, mal ein Gewässer mit etwas mehr Zug, und mit jeder Saison veränderte sich auch die Ausrüstung, die ich mitnahm. Was ich damals nicht hatte, war Geld. Professionelle Boote in dem Sinne, wie es sie heute mit Alpacka, Anfibio oder Kokopelli gibt, waren für einen Schülerjob und Taschengeld schlicht unbezahlbar, und die wenigen Produkte, die es überhaupt gab, lagen preislich Welten von dem entfernt, was ich mir leisten konnte.

Was blieb, war Improvisation. Ausrüstung wurde umgebaut, ausgebessert, notdürftig an das angepasst, was ein Sommer an neuen Anforderungen mit sich brachte. Nichts davon war elegant, vieles davon hätte einen heutigen Packraft-Testbericht nicht überstanden. Aber genau dieses ständige Improvisieren, das Nachdenken darüber, warum etwas nicht funktioniert und wie man es mit dem reparieren kann, was gerade zur Verfügung steht, hat mich mehr gelehrt als jedes fertig gekaufte Produkt es je hätte tun können. Diese Lektion habe ich bis heute nicht vergessen, und sie ist es auch, die mich beim Blick auf die heutige Packrafting-Ausrüstung mit einer gewissen Skepsis zurücklässt: Ein gutes Boot kann man kaufen, das Gefühl für den Fluss, das einem sagt, wann man umtragen sollte statt weiterzupaddeln, muss man sich selbst erarbeiten, Sommer für Sommer, Fehler für Fehler.

Wer heute einsteigen will, hat es in einer Hinsicht leichter als ich damals, an guter Ausrüstung mangelt es nicht mehr. In der wichtigeren Hinsicht hat sich nichts geändert: Der Fortschritt kommt nicht vom Boot, sondern von der Zahl der Sommer, die man auf dem Wasser verbringt, und von der Bereitschaft, jede Saison ein kleines Stück weiterzugehen, statt gleich zu Beginn den Fluss zu suchen, der einen überfordert.

Was ein Boot in der Krise wert ist



Mit dieser Thematik, Boot und Krisenvorsorge, habe ich mich ja schon in vorherigen Publikationen häufiger beschäftigt. Zum Abschluss des Packrafting-Themas möchte ich aber noch einmal auf die Möglichkeiten und Vorteile eines Bootes in Krisenlagen hinweisen.

Hochwasser, unterbrochene Brücken, gesperrte Straßen, all das sind Szenarien, in denen die Fähigkeit, ein Gewässer zu überqueren oder ein Stück weit auf ihm zurückzulegen, plötzlich über den weiteren Weg entscheidet. Ein Packraft wiegt wenige Kilogramm, passt in jeden größeren Rucksack und lässt sich in Minuten einsatzbereit machen, damit ist es für ein solches Szenario weit praktikabler als jedes feste Boot, das man ohnehin nicht ständig griffbereit hat. Genau diese Eigenschaft, leicht, klein verpackbar, schnell einsatzbereit, macht das Packraft zu einem der wenigen Ausrüstungsgegenstände, bei denen sich Outdoor-Hobby und ernsthafte Vorsorge tatsächlich überschneiden, ohne dass man dafür sein Verhalten in unbegründete Angst umbiegen müsste.

Genau hier schließt sich aber der Kreis zu allem, was in diesem Artikel vorher stand. Ein Packraft im Rucksack nützt in einer echten Krisenlage nur dem, der vorher gelernt hat, ein Gewässer zu lesen, eine Strömung einzuschätzen und zu erkennen, wann eine Überquerung möglich ist und wann sie es nicht ist. Wer sich ein Boot kauft und es ungeübt in den Keller legt, in der Hoffnung, es im Ernstfall schon irgendwie bedienen zu können, begeht denselben Fehler, den ich zu Beginn des Artikels beschrieben habe, nur unter härteren Bedingungen. Eine Hochwasserlage



oder eine überschwemmte Straße bietet keine Altmühl, auf der man in Ruhe erste Fehler macht. Sie bietet oft kaltes, trübes, unberechenbares Wasser, in dem all die Gefahren zusammenkommen, die ich beschrieben habe, Rückläufe, Strömungsfallen, Unterkühlung, nur ohne die Möglichkeit, die Tour einfach abzubrechen.

Das ist die eigentliche Botschaft, die sich aus der ganzen Beschäftigung mit dem Packrafting ziehen lässt, weit über den Sport selbst hinaus: Ausrüstung schafft Möglichkeiten, sie schafft keine Fähigkeiten. Wer glaubt, mit dem Kauf eines guten Boots sei die Vorsorge erledigt, hat den wichtigeren Teil der Aufgabe übersprungen. Wer dagegen, wie es Sinn ergibt, mit kleinen, überschaubaren Touren anfängt und sich Sommer für Sommer an mehr Strömung und mehr Verantwortung herantastet, gewinnt am Ende beides: die Fähigkeit, ein Gewässer im Alltag als Abenteuer zu nutzen, und die Ruhe, im Ernstfall zu wissen, was ein Boot tatsächlich leisten kann und wo seine Grenzen liegen.

Werbung



SafeZone
ACADEMY
Dein kostenloses Community Magazin

Knoten Trainer

Diesen Knoten Trainer kann sich jeder schnell selbst bauen. 1 Rundholz, mindestens 20 cm lang, eine Ringöse zum Schrauben, ein kleiner Schäkel, eine kleine Belegkrampe. Dazu noch etwas Seil oder Reepschnur. Fertig ist das Set. Den Knoten Trainer kann überall mit hinnehmen oder in ein paar freien Minuten zu üben von Knoten nutzen. Ein kleiner praktischer Helfer für alle, die sich mit Knoten beschäftigen möchten oder müssen.







